PQ/2201/B5/A765

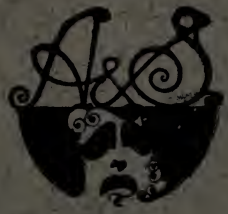
BRIEUX

▫ ▫ ▫

DIE SCHIFFBRÜCHIGEN

THEATERSTÜCK IN DREI AKTEN

MIT EINER VORREDE VON
PROF. DR. MED. MAX FLESCH



BERLIN

BÜHNENVERLAG AHN & SIMROCK
G. M. B. H.

Die Schiffbrüchigen

(Les Avariés)

Ein Theaterstück in drei Akten

von

Brieux, Eugène.

Mit einer Vorrede von
Prof. Dr. med. **Max Flesch**

Berlin
Bühnenverlag Ahn & Simrock G. m. b. H.
1914

PQ
2201
B5
A765

Herrn Professor A. Fournier,

Mitglied der medizinischen Akademie.

Sehr geehrter Herr!

Ich bitte Sie um die Erlaubnis, Ihnen diese Arbeit widmen zu dürfen.

Die meisten Ideen, die sie zu verbreiten strebt, stammen von Ihnen.

Mit Ihnen bin ich der Überzeugung, daß die Syphilis beträchtlich von ihrem Schrecken verlieren wird, wenn man es endlich einmal wagt, offen von einer Krankheit zu sprechen, die weder eine Schande noch eine Strafe ist, und wenn diejenigen, die von ihr befallen sind, bewußt der Größe des Unglücks, das von ihnen auszugehen vermag, auch die Pflichten gegen andere und sich selbst besser erkennen werden.

Nehmen Sie, sehr geehrter Herr Professor, den Ausdruck meiner Hochachtung entgegen.

Brieux.

Vorwort.

Ein Arzt als Vorredner für eine Dichtung! Fast könnte das abschreckend wirken. Denn — ganz abgesehen davon, daß die Schöpfung des Poeten durch sich selbst sprechen muß, sonst wäre sie nicht existenzberechtigt — wo der Fachmann anfängt zu analysieren, was in der Beleuchtung des über dem Getriebe der Menschheit stehenden Dichters zu einem Ganzen vereint war, geschieht es nur zu leicht, daß das Ganze formlos in toten Stoff zerfällt. Eine gute Vorrede soll aber gerade das Entgegengesetzte erreichen: Leben soll sie dem in schöner Form gebildeten Marmor einhauchen, pulsierendes Leben, das in den Kreislauf des Lesers erwärmend eindringt und neue Saiten in ihm anklingen, schlummernde oder längst erloschene Empfindungen neu erwachen läßt. In dem Schauspiel, das Brieux, der in Deutschland durch sein packendes Lebensbild „Die rote Robe" populär gewordene Dramatiker, unter dem Titel les avariés uns vorführt, bilden aber ärztliche Fragen den Stoff, der zum Kunstwerk geformt ist. Im Arzte wird dessen Reiz am ehesten zum Mittönen gestimmte Saiten erregen.

Eine Nachtseite des Lebens wird in dem Drama dem Leser vorgeführt, die bis ins einzelne zu beleuchten bisher wohl noch kein Dichter unternommen hat. Der mächtige Trieb, der alle Leidenschaften des Menschen entfesselt, der seinem Wollen die höchste Kraft verleiht, dessen reine Entfaltung in verklärter Liebe dem Dichter den vornehmsten, edelsten Stoff erschließt, führt da, wo nach Abstreifung alles idealen Scheins er in einfache sinnliche Befriedigung ausartet, zu trauriger Zerstörung, Opfer über Opfer fordernd. Es ist eine traurige Tatsache, daß ein großer Bruchteil der Menschheit unter den heutigen sozialen Verhältnissen infolge vorübergehenden Sinnenrausches in Krankheit und Siechtum verfällt. Keine Schicht der Bevölkerung, kein Land, keine Rasse bleibt verschont. Wahrhaft erschreckende Ziffern sind es, die bei dem Versuch, eine Statistik der aus dem wilden Geschlechtsleben entspringenden Krankheiten aufzunehmen, uns entgegentreten. Hat doch

eine ganz oberflächliche Enquête der preußischen Regierung — um nur eine Ziffer anzuführen — für einen Tag 41 000 in ärztlicher Behandlung stehende Geschlechtskranke nachgewiesen, eine Zahl, die weit unter der Wirklichkeit bleibt, wenn wir bedenken, daß nur ein Bruchteil der Ärzte geantwortet hat, d. h. die große Zahl der in Behandlung von Heilgehilfen und Kurpfuschern stehenden Erkrankten überhaupt nicht in Betracht gezogen werden konnte. Von 1877 bis 1891 sind 6,3 % aller in Hospitälern in Preußen behandelten Kranken wegen Geschlechtskrankheiten, nur 4,9 wegen Tuberkulose, der gefürchtetsten unter den Volkskrankheiten, aufgenommen worden! Und das, obwohl nur einem kleinen Teil der Geschlechtskranken die Spitalpflege derart zugänglich ist, daß sie überhaupt benutzt werden kann.

Und weil man diese Krankheiten — man nennt sie wohl geheime — im Gespräch nicht berührt, weil deren Träger, wo sie als solche bekannt werden, gemieden und geächtet sind — das auch bei denen, welche das gleiche wie sie getan haben und nur dem blinden Zufall es verdanken, verschont geblieben zu sein —, wütet die Krankheit immer weiter, dringt das Gift immer tiefer in den sozialen Organismus ein.

Um zwei Krankheitsformen handelt es sich; die Wissenschaft trennt sie als gonorrhöische und als syphilitische. Gemeinsam ist beiden ihr Ursprung, verschieden ihr Verlauf, gleich zerstörend aber ihre Kraft, mag sie sich bei der Gonorrhöe durch wirtschaftliche Schädigung der befallenen Frauen und durch Beeinträchtigung ihrer Fruchtbarkeit äußern, mag sie sich in der Syphilis in der Schwere der Krankheitserscheinungen und durch die Vererbung auf die Nachkommen kundgeben.

Weitaus häufiger sind die gonorrhöischen Krankheiten. Von den 41 000 im April 1901 in Preußen zum Nachweis gekommenen Geschlechtskranken fallen auf sie allein 30 000. Es steht fest, daß da, wo soziale Verhältnisse den Termin der Ehe weit hinausschieben, wie das in den Großstädten der Fall ist, kaum ein Mann verschont bleibt. Ist doch beispielsweise festgestellt, daß unter den Mitgliedern einer studentischen Krankenkasse in Berlin in vier Jahren (der Durchschnittsdauer des Studiums) mehr als 100 % an Gonorrhöe behandelt wurden, d. h. jedes Mitglied hat also im Lauf seiner Studienzeit durchschnittlich mindestens einmal daran gelitten. Und das ist leicht zu verstehen, wenn man weiß, daß jede Prostituierte ausnahmslos schon nach wenigen Wochen ihres Gewerbebetriebes krank ist. Und die Krankheit ist keineswegs harmlos, wie man früher dachte: in vielen Fällen leicht verlaufend, führt sie in anderen zum Siechtum, zu hartnäckigem Rheumatismus, zu schweren Erkrankungen des Herzens, des Gehirns, der Nieren. Sie wird

zu einer der häufigsten Ursachen der Erblindung, sie ist der Ausgangspunkt fast aller sogen. Frauenleiden, sie bildet in 70 % der unfruchtbaren Ehen die Ursache der Unfruchtbarkeit.

Und was das Schlimmste ist: diesen Erkrankungen der Frau gegenüber steht die ärztliche Kunst in vielen Fällen ratlos da. Ungeheilt siecht die Unglückliche durchs Leben dahin, kränkelt nicht, wie es meist heißt, infolge des Wochenbetts, sondern weil der Ehemann, meist ohne es zu wissen, ungeheilt in die Ehe getreten ist. Denn auch das gehört zu dem heimtückischen Wesen der Gonorrhöe. Nur allzuoft verläuft sie so leicht, daß der Erkrankte sich dessen nicht bewußt wird, wenn nach einer kurzen Krankheitsdauer zurückgebliebene Reste weiter bestehen. Die erschütterndsten Tragödien des Familienlebens erwachsen auf diesem Boden. Und das ist nicht etwa etwas Neues, Unbekanntgebliebenes. Zola, der erbarmungslose Realist, wo es gilt, die Schäden des sozialen Lebens bloßzulegen, hat ein solches Bild in dem seiner Romane, der den Niedergang der Bourgeoisie schildert, Pot-Bouille, in der Figur der Frau Rosa Lampardon gezeichnet. Der armen Frau, „bei der immer etwas ist, was entzwei geht . . ., die seit 13 Jahren, seit ihrem Wochenbett, so ist . . ., die anscheinend nie lange auf sein kann, ohne erschöpft zu werden . . ., immer leidend daliegt . . ., kokett frisiert, wohlgepflegt . . . mit liebenswürdig leidender Miene, notgedrungen selbst auf die Liebe ihres Mannes verzichtend". Der Arzt verzweifelt an ihrer Heilung, der Ehemann resigniert, „die Welt aber zischelt sich in die Ohren, was das wohl für eine merkwürdige Krankheit sein möchte". Noch erschütternder aber gestaltet sich das Bild für den Arzt, den der Frondienst des Berufes zwingt, im Haushalt des Armen, des Arbeiters, dem die Frau helfen sollte, den kümmerlichen Lebensunterhalt zu gewinnen, schweigend unter dem Berufsgeheimnis dies Elend mitzuerleben. Jahraus, jahrein geht das Siechtum der Armen, bald im Krankenhaus, bald in der jämmerlichen Dachkammer, in welcher die verarmte Familie haust. Zu der Not gesellen sich die Vorwürfe des Mannes, der, selbst scheinbar gesund, an seine Schuld nicht zu glauben vermag; und gleich diesem unwissend, fleht sie ihn womöglich um Verzeihung an, weil sie ihn in Not und Elend gestürzt habe*). Und wenn schließlich Heilung versucht wird, wehe dann um welchen Preis! Verstümmelt, für immer der Fähigkeit beraubt, Mutterfreuden zu genießen, bleibt die Arme

*) Ausführlich behandelt sind diese sozialen Folgen der Geschlechtskrankheiten in der Schrift des Verfassers dieses Vorwortes: Prostitution und Frauenkrankheiten, Frankfurt a. M., bei J. Alt, 1900.

als Ruine zurück. Ist es auch nur ein kleiner Prozentsatz, der zu diesem letzten traurigen Ausgang führt, bei der entsetzlichen Häufigkeit der Krankheit sind solche Tragödien nur allzu häufig, und nur die Unkenntnis ihrer Ursachen, die Sitte, die darüber zu sprechen verbietet, erklärt es, wenn das, was wir in kurzen Strichen zu zeichnen versucht haben, nicht schon längst die Aufmerksamkeit der Sozialpolitiker und der mit ihnen verbündeten Männer vom Schlage Zolas, Ibsens und Tolstois so beschäftigt hat, wie es sein sollte. Sie streifen die Tragödie, noch harrt diese aber des Bearbeiters, der ihre erschütternde Grausamkeit nach Ursache und Wirkung beleuchtet. Ein Versuch der Art existiert: eine unlängst in der Münchener Jugend erschienene Novelle von **v. Hoffensthal**, die wir hier mit Erlaubnis des Verfassers zum Abdruck bringen. Möge die herzzerreißende, offenbar dem Leben nachgeschriebene Erzählung neben dem Drama von Brieux ihre Wirkung nicht verfehlen.

Die Opfer.

Der junge, elegante Offizier hatte die Frauenabteilung der Poliklinik, in der seine 24jährige Frau nun schon seit drei Wochen lag, soeben verlassen. Auf dem Tischchen neben dem Bette der Rekonvaleszentin stand in einem Glase ein großer Strauß blauer Syringen, eine jener Aufmerksamkeiten, die der Offizier bei seinen täglichen Besuchen seiner jungen Gattin nie vergaß.

Frau Marie sah noch sehr angegriffen und ermüdet aus und das blasse, zarte Gesicht war um die Augen leicht gerötet. Von Zeit zu Zeit strich sie eine Träne aus einem der Augenwinkel. — —

So traf sie die barmherzige Schwester, die mit einem Tablett, auf dem der Nachmittagskaffee mit etwas Butter und dünnem Zwieback stand, eintrat. Die Tränen der jungen Frau zu übersehen, war unmöglich, zudem sich mit dem Erscheinen der Schwester das Weinen steigerte.

„Ja, was ist Ihnen denn? Sie haben doch keine Schmerzen?"

Frau Marie schüttelte den Kopf.

„Nun," fuhr die Schwester freundlich fort, indem sie sich etwas über das Bett neigte, „so sagen Sie, liebe, gnädige Frau, was Ihnen fehlt. Sie sollen nicht weinen, es geht ja nun schon viel besser und bald können wir aufstehen. Nicht wahr? Oder hat Sie der Besuch Ihres Herrn Gemahls etwas aufgeregt? Nun, wenn man in der Genesung liegt, kommt's leicht zu Tränen."

„Oh, Schwester Juliana," sagte die Kranke leise, „ich habe so entsetzlich Heimweh und Kummer. Und nun dauert's hier schon so lange, bis ich gut bin."

Nach einer Pause: „Ganz gut werde ich nie mehr, hat der Herr Professor gesagt, wohl so weit gesund, daß ich wieder umhergehen und alles tun kann, aber" — mit einem erneuten Tränenausbruch — „ein Kleines kann ich nie mehr bekommen, Sie wissen ja, daß so eine schwere Operation notwendig war, als ich das Kindchen bekommen sollte."

Bei der Erinnerung an den Ausspruch des Professors, der mit aller Schonung und Zartheit des Vielerfahrenen der jungen Frau diese Eröffnung hatte machen müssen, begann diese nun heftiger zu weinen und zu schluchzen. Sie barg ihr Gesicht in die Kissen und bebte krampfhaft in ihrer Erregung.

Die Krankenschwester beugte sich mitleidig über die Weinende und sagte sanft:

„Trösten Sie sich, liebe, gnädige Frau, es ist wohl eine Schickung des lieben Gottes. Wie viele andere Frauen sind vor Ihnen hier in diesem Zimmer gelegen und haben mir dasselbe Leid geklagt. Und nach Ihnen werden andere kommen, unablässig eine nach der andern. Denn das Unglück stirbt nie aus. Aber trösten Sie sich; versuchen Sie Ihr Unglück dem lieben Gott anheimzugeben. Opfern Sie Ihren Schmerz dem Heiland auf; wer weiß, ob es nicht zu Ihrem Segen ist. Wenn Ihnen der Himmel auch keine Kinder mehr schicken wird, so werden Sie doch wieder ganz gesund und können glücklich in Ihrem Heim an der Seite Ihres Gatten leben. Denken Sie an den großen Dulder Job, den die Hand Gottes schwer schlug, daß er seine Lieben und all seine Habe über Nacht verlor. Er aber murrte nicht, sondern überließ alles dem Herrn: »Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gepriesen«. Machen Sie es auch so."

Die tröstenden Worte verfehlten nicht ihre Wirkung. Der heftige Schmerzausbruch der jungen Frau ließ nach. Dankbar ergriff sie die Hand der Schwester und drückte sie.

„Ich will Sie jetzt allein lassen, vielleicht können Sie ein wenig schlafen. Soll ich vielleicht das Fenster öffnen? Es ist so schön draußen, ein rechter Frühlingstag mit warmer, weicher Luft, die Ihnen gewiß recht wohl tut."

Als die Kranke zustimmend nickte, öffnete Schwester Juliana einen Fensterflügel neben dem Bett und ging dann hinaus, mit dem stillen scheuen Blick der Krankenpflegerin, weiter ihrer Arbeit nach. Harrten doch noch mehrere arme Frauen ihrer Hilfeleistung, auf freundlichen Zuspruch und Trost.

Frau Marie war allein. Durchs offene Fenster drang die warme Frühlingsluft in sattem Hauch ins Krankenzimmer. Aus der feuchten Erde stieg ein feiner, süßer Duft auf, der Atem des keimenden Bodens. Amseln riefen sich zu, jagten einander im Gestrüpp des Gartens und flogen auf die Giebel der umstehenden Pavillons, wo sie mit der ganzen Inbrunst ihrer Stimmen sangen. Ein paar Birkenäste mit jungen knospenden Zweigen rauschten, von einem leichten Windhauch bewegt, an die Fensterbalken, bogen sich leise zurück und zitterten in der Abendluft. Dazwischen scholl lautes Lachen und Jauchzen der Kinder, die draußen auf der Straße spielten und sangen.

Sie gedachte mit Wehmut des kleinen Geschöpfes, auf das sie sich all die Monate gefreut hatte. Nun war es tot. Ein ganzes Leben, für das sie schon gebangt und gelitten hatte, war damit verloren gegangen. Das Leben ihres Kindes, an das sie Pläne der süßesten Mutterliebe, des herrlichsten Mutterstolzes geknüpft, Hoffnungen, die kühn und schön gewesen waren. — Ja, an ihr Alter selbst hatte die noch so junge Frau gedacht, mit einer stillen, heiteren Freude sich ausgemalt, wie dann jemand um sie wäre, der ihr ein wenig beistehen und sie stützen könne, wenn sie einmal müde geworden. — Nun war sie einsam mit ihrem Manne wie bisher, und das Dritte, das lachend zwischen ihnen gewesen wäre, lag nun tot in seinem kleinen Sarge. Es überkam sie ein Bangen, ihr Mann, der wohl sicher gehofft hatte, daß sie Mutter würde, könnte darunter leiden, wenn dies nie einträte. — Unerfüllbares Sehnen und Wünschen. — Wie hart es für ihn sein wird, für ihren armen, lieben Mann. — — »Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gepriesen.«

Während sie so dalag und alles dies überdachte, hörte sie draußen langsame Schritte über den Kies. Es war der Assistenzarzt, der zur Nachmittagsvisite den die Pavillons trennenden Garten durchquerte. Sonst meist allein, war er heute in Begleitung eines jungen Mannes, vermutlich auch ein Arzt oder ein Mediziner, dem er die Klinik zeigte. Die beiden Herren sprachen halblaut miteinander, so daß Frau Marie den Kopf vom Kissen erheben mußte, um sie zu verstehen. War sie doch froh um jedes Geräusch, das ihre monotone Stille unterbrach, um jedes Wort, das sie hörte und das sie von den drückenden Gedankenreihen abbrachte, denen sie nachgeben mußte, in öder Wiederkehr, wie andere Kranke die Tapetenmuster jeder Wand zählen und sich bemühen, die Resultate immer wieder zu prüfen und mit denen der anderen Seite zu vergleichen. — Nun hörte sie, wie der Assistenzarzt, offenbar in einem Gespräch fortfahrend, zu seinem Begleiter

sagte: „Siehst du, in diesem Pavillon befinden sich die Separatzimmer der Frauenklinik. Da drin liegt eine junge Offiziersfrau, auch eine von den vielen armen Geschöpfen, die ein Opfer des Leichtsinns ihrer Männer werden. Ihr habt keinen Begriff, wie groß die Zahl dieser unglücklichen Opfer ist. Hier ist's auch schief" — — — — Sie verstand nicht weiter. Eigentümlich eisig lief es ihr über den Rücken. Sie wagte nicht zu atmen. — Bei dem Worte „Offiziersfrau", das der Arzt kaum hörbar sprach, hatte sie mit dem Atmen ausgesetzt, aufs äußerste gespannt und angestrengt horchend und besorgt, daß sie durch eine Bewegung ihres Körpers, durch das immer lauter werdende Pochen des Pulses, der in den Schläfen schlug und wühlte, verraten könnte, daß sie lausche.

Dann, als der Schritt der beiden schon weit von ihrem Fenster entfernt war, hob sie sich im Bette halb auf. — —

Also so war es. — — Nicht sie war die Schuld. „Ein Opfer des Leichtsinns ihrer Männer." — — Und er, dessen Schuld es war, daß sie hier lag, er kam jeden Tag, lachte, sprach mit ihr und heuchelte. Denn er mußte es wissen, daß er sie unglücklich gemacht, daß er ihre Gesundheit zerstört hatte. Aber er kam jeden Tag und heuchelte — Tag für Tag. — —

Als Schwester Juliana wenig später darauf mit dem Abendbrot ins Zimmer trat, weinte Frau Marie nicht mehr.

Aber ihr Gesicht sah trotzig aus und verschlossen, und das Glas mit den Syringenzweigen lag zerbrochen am Boden.

Von zwei Krankheiten sprachen wir; hatten wir bei der einen davon weniger von der Krankheit selbst, als von der volkswirtschaftlich zerstörenden Gewalt im Erwerbs- und Familienleben zu erzählen, so bewegen uns bei der andern, der Syphilis, die Erscheinungen der Krankheit, die ekelerregend für die Umgebung, peinigend und vernichtend am Kranken selbst zum Ausbruch kommen, die überdies in ihrem Übergang auf die Kinder den grausamen Ausspruch der Bibel zur Wahrheit machen: »Die Sünden der Väter werden verfolgt bis ins dritte und vierte Glied«. Weil ihre Verheerungen äußerlich und unmittelbar zutage treten, hat diese weit früher als die Gonorrhöe Staatsmänner, Gelehrte und Dichter beschäftigt. Was als Reglementierung der Prostitution nun schon mehr wie ein Jahrhundert im Staatsleben alle Schranken der sonst maßgebenden Grundrechte durchbricht, bezieht sich auf den Kampf gegen die Syphilis. Ein Ulrich Hutten

hat schon vor Jahrhunderten, was er bitter am eigenen Leib erfahren, durch Niederschrift in einem Buche andern zu ersparen gesucht. Von den realistischen Dichtern der Neuzeit haben nicht wenige das Problem gestreift, hat vor allem Ibsen in der Figur des Doktor Rank in „Nora", in der erschütternden Tragödie der Alvings in den „Gespenstern" schonungslos den Schleier gelüftet. In dem Drama Brieux' hat der Dichter den Versuch unternommen, mehr zu tun. Er wollte sich nicht damit begnügen, die Probleme, welche der Zukunft aus der Erkenntnis der Gefahren der Syphilis zur Lösung erwachsen, anzudeuten und von ferne zu spiegeln: Brieux dringt hier in alle Tiefen des menschlichen Leidens, das aus dieser Pest des Kulturmenschen entspringt, ein; kein Winkel bleibt unbeleuchtet, in alle Tiefen des Abgrunds, welcher sich dem Erkrankten eröffnet, läßt er den Blick des Beschauers eindringen. Aufbauend auf die Lehren Fourniers entwickelt das Drama ein ebenso klares als packendes Bild der Krankheit, auf Grund dessen ebensosehr die Pflichten des einzelnen zum Schutze des eigenen Ichs und der Familie, wie die des Staates und der Gesellschaft zum Schutze der Unschuldigen, zur Heilung der an der Krankheit Gescheiterten und zur Verhütung neuen Unglücks abgeleitet werden.

Das Buch Brieux' möge für sich selbst sprechen; was es bezweckt: Wissen zu verbreiten über die Seuche, die furchtbarer in Europa haust als Lepra, Pest und Cholera, ist ein hohes, schwer zu erreichendes Ziel. Bei uns Ärzten steht es seit langem fest, daß unsere Bemühungen, dem verderblichen Hausen der Geschlechtskrankheiten entgegenzutreten, nicht eher Erfolg haben werden, bis erreicht ist, was der Dichter erstrebt. Ein Ende muß gemacht werden mit der falschen Geheimniskrämerei, die die öffentliche Besprechung der verbreitetsten der Seuchen unmöglich macht; aufhören muß die Heuchelei, die es bewirkt, daß die durch Zufall verschont gebliebenen unter den 99% der Männer, die sich im Verkehr mit Prostituierten den Gefahren einer Ansteckung ausgesetzt haben, den weniger glücklichen Erkrankten als Aussätzigen brandmarken. Ein Werk hoher Sittlichkeit und wahrer Menschlichkeit hat Brieux geliefert, für das ihm der Dank der Ärzte und der gesamten Gesellschaft gebührt, ein Werk, das ihm kaum minderen Ruhm einzubringen verdient, als das Eingreifen für Calas Voltaire, für Dreyfus Zola.

Frankfurt a. M., 23. November 1902.

Max Flesch.

Personen.

Der Arzt.
Georges Dupont.
Herr Loches, der Schwiegervater Duponts.
Ein Vater.
Ein Assistent.
Henriette Dupont, die Gattin Duponts.
Madame Dupont, die Mutter Duponts.
Die Amme.
Eine Prostituierte.
Eine Arbeiterin.
Ein Dienstmädchen.

Erſter Akt.

Das Zimmer des Arztes.

Die Dekoration iſt im Winkel aufgeſtellt.

Rechts ein großes gemaltes Fenſter, einen religiöſen Gegenſtand darſtellend und faſt die ganze Wand einnehmend, davor auf Säulen Bronzen und Marmorfiguren. Ihm parallel ein ſehr großer und ſehr breiter Schreibtiſch im Stile Ludwigs XIV., beladen mit Papieren und Statuetten.

Zwiſchen dem Fenſter und dem Schreibtiſch der Seſſel des Arztes.

Auf der andern Seite ein zweiter Seſſel, und vorne, faſt an der Rampe, ein Taburett.

Links, im Vordergrund, Eingangstür, die, geöffnet, in eine Galerie mit Teppichen, Statuen und Bildern geſchmückt hinausſehen läßt.

Weiter ein großer Glasſchrank mit Büchern. Darüber ein Gemälde mit den Porträts von Wallace, Dupuytren und Ricord. Büſten berühmter Ärzte.

Ein Tiſchchen und zwei Stühle.

Im Hintergrund eine kleine Tür.

Das prächtige Kabinett iſt buchſtäblich mit Kunſtgegenſtänden überfüllt.

Erſte Szene.

Der Regiſſeur.

Meine Damen und meine Herren!

Der Autor und der Direktor beehren ſich, Sie darauf aufmerkſam zu machen, daß dieſes Stück das Studium der Syphilis in ihren Beziehungen zur Ehe zum Gegenſtande hat.

Es enthält weder eine Skandalgeſchichte, noch irgendein widerliches Schauſpiel, noch ein obſzönes Wort. Jeder kann es hören, auch die Frauen, wenn man nicht der Meinung iſt, die Frauen müßten dumm und unwiſſend bleiben, um tugendhaft zu ſein.

(Der Vorhang fällt.)

Zweite Szene.

Der Arzt, Georges Dupont.

Der Vorhang erhebt sich nach einigen Augenblicken. Georges, ein kräftiger junger Mann von 26 Jahren, in großer Verwirrung und Sorge, tritt durch die kleine Tür im Hintergrund ein, kommt vor, ergreift seinen Stock, seine Handschuhe und seinen Hut, die auf dem Taburett liegen, und setzt sich in den Sessel vor dem Schreibtisch. Er seufzt schwer.

Der Arzt, vierzig Jahre, stark, macht den Eindruck eines überlegnen Menschen. Er trägt einen Überrock mit einer roten Rosette; geht auf seinen Platz zu und setzt sich.

Georges (mit weit offenen, gutmütigen Augen, aber nicht lächerlich).
Nun, Herr Doktor?

Der Arzt.
Nun, mein Herr, die Sache ist nicht zweifelhaft.

Georges (sich die Stirne wischend).
Nicht zweifelhaft . . . In welchem Sinne?

Der Arzt.
Im schlimmen . . . (Er schreibt, Georges erbleicht, bleibt einen Augenblick stumm vor Schrecken, dann seufzt er wieder.) Sie zweifelten wohl ein wenig daran, wie?

Georges.
Nein.

Der Arzt.
Indes . . .

Georges.
O Gott! . . . (Er ist niedergeschmettert.)

Der Arzt (hört auf zu schreiben und bemerkt den Zustand seines Patienten).
Beunruhigen Sie sich nicht. Auf sieben Männer, denen Sie auf der Straße, in der Gesellschaft oder im Theater begegnen, kommt mindestens einer, der sich in Ihrer Lage befindet oder darin befand. Einer von sieben: fünfzehn Prozent . . .

Georges (toulos, wie zu sich selbst).
Dann weiß ich, was ich zu tun habe.

Der Arzt.
Ich auch. Hier Ihr Rezept, gehen Sie damit in die Apotheke und lassen Sie es machen.

Georges (das Rezept nehmend).
Nein, Herr Doktor . . .

Der Arzt.
Doch, mein verehrter Herr. Sie werden das tun, was alle tun.

Georges.
Nein. Ich nicht! Ich bin nicht in der Lage, so zu handeln wie die andern. Ich weiß genau, was ich tun muß. (Zeigt nach der Schläfe.)

Der Arzt.
Fünf von zehn machen diese Pantomime, wenn sie vor mir auf diesem

Stuhle sitzen. Und sie meinen es ernst . . . Jeder hält sich für viel unglücklicher als all die andern . . . Dann kommt die Besinnung, und wenn sie mich angehört haben, begreifen sie, daß die Krankheit eine Gefährtin ist, mit der man leben kann. Wie in jedem Haushalt die Einigung nur um den Preis gegenseitiger Konzessionen zu erreichen ist, so auch hier. Gegenseitige Konzessionen — das ist alles. Also, ich wiederhole Ihnen: es gibt hier gar nichts Außergewöhnliches. Vielmehr ist alles sehr natürlich, sehr gewöhnlich . . . Es ist ein Unglück, das jedem zustoßen kann. Da redet man von französischer Krankheit. Aber mit welchem Rechte? Gibt es denn etwas, was weniger allgemein, ja universell wäre? So sehr, daß man unter eine Darstellung dieses Übels im Hinblick auf die berufsmäßigen Anhänger der käuflichen Liebe die berühmten Verse schreiben könnte: Sieh da, dein Herr und Meister! . . . Er ist es, er war es, oder er muß es sein.

Georges (hat das Rezept in die äußere Rocktasche gesteckt).

Aber ich, Herr Doktor . . . ich hätte davon verschont bleiben müssen.

Der Arzt.

Warum denn? Weil Sie ein Mann aus der Gesellschaft sind? Weil Sie reich sind? Schauen Sie doch um sich, mein Lieber: Glauben Sie denn, daß diese Kunstgegenstände (unter denen der Merkur des Jean de Bologne in fünf Exemplaren vertreten ist, sechsmal der von Pigalle und drei Reproduktionen des unauffindbaren verwundeten Amor von Paccini), glauben Sie denn, daß mir das alles von reisenden Handwerksburschen verehrt worden sei?

Georges (ächzend).

Aber ich bin kein lustiger Bruder, Herr Doktor . . Meine Jugend könnte allen jungen Leuten als Beispiel dienen . . . Es gibt keinen Menschen, verstehen Sie wohl, keinen, der da mit mehr Vorsicht zu Werke ging . . . Kurz, wenn ich Ihnen sage, daß ich in meinem ganzen Leben nur ein Verhältnis gehabt habe, was werden Sie antworten?

Der Arzt.

Was ich Ihnen antworte: dieses eine hätte vollkommen genügt, Sie zu mir zu führen.

Georges.

Nein, Herr Doktor. Es hätte nicht genügt. Ich sage Ihnen: Niemand, kein Mensch in der Welt hat so viel Angst vor dem gehabt, was mir zugestoßen ist, als ich. Niemand hat, um dieser Krankheit auszuweichen, sein Leben mit solcher Sorgfalt, mit solchem Nachdenken eingerichtet, hat derart die äußerste Vorsicht walten lassen. Nein, dieses eine Verhältnis mit einer jungen Arbeiterin . . . Sie wissen, was das heißt bei den heutigen Sitten.

Der Arzt.

Ja, das weiß ich, besser als irgendeiner.

Georges.

Eine junge Arbeiterin, ehrbar und in Not, in Not um eine große Familie. Eine schwache Großmutter, ein kränklicher Vater, drei kleine Brüder. Ich gab ihnen allen Unterhalt . . . Man betete mich an; man nannte mich „Onkel Raoul", — weil ich nicht naiv genug war, meinen rechten Vornamen anzugeben. Nicht wahr?

Der Arzt.

O! . . . ein Vorname. Indessen streng genommen . . . doch es ist immer klüger so.

Georges.

Sicher! . . . Ich hatte sie darauf aufmerksam gemacht und auch ihren Eltern hatte ich es angekündigt: wenn sie mich betrüge, würde ich sie augenblicklich verlassen. Und da behüteten sie alle sie mir. Niemals habe ich einen Sonntag anders als in meiner Familie verbracht. Das ist so Herkommen. Deswegen führte ich meine kleine Freundin zur Religion zurück; die Messe, die Vesper, der Segen waren anständige Gelegenheiten für sie, auszugehen. Ihre Mutter begleitete sie zur Kirche, weil ich ihnen zwei Kirchenstühle fürs Jahr gemietet hatte. Da waren sie nun sehr stolz, ihren Namen auf einer Kupfertafel eingraviert zu sehen. Niemals ging sie allein aus, Herr Doktor. Als vor drei Monaten meine Heirat in Frage kam, mußte ich sie verlassen. Was glauben Sie: die ganze Gesellschaft weinte. Ich erfinde und übertreibe nichts, alle weinten. — Sie sehen, daß ich kein erbärmlicher Mensch bin. Wo ich verkehre, ehrt man mich . . .

Der Arzt.

Sie müssen sehr glücklich gewesen sein. Aber was veranlaßte Sie zu der Änderung?

Georges (erstaunt über diese Frage).

Eine Stellung wollte ich mir schaffen . . . Mein Vater war Notar, und vor seinem Tode äußerte er den Wunsch, daß ich meine Cousine heiraten solle. Ihre Mitgift soll mir dazu dienen, ein Notariat zu kaufen. Eine gute Partie, Doktor. Ein junges charmantes Mädchen, das ich anbete. Bemerken Sie das wohl, ich bete sie an und werde, das glaube ich sagen zu dürfen, von ihr geliebt. Alles — alles hatte ich, um in einem stillen Glück zu leben. Wer mich kannte, beneidete mich. (Gerät über sich selbst in Rührung.) Und da mußten mich törichte Kameraden nach meinem Junggesellen-Abschied mitschleppen . . . Da bin ich nun soweit gekommen . . . Ich habe kein Glück; nie hatte ich Glück! Ich kenne Leute, die das ausschweifendste Leben führen! Ihnen passiert nichts, diesen Tölpeln! . . . Und ich — muß einer einzigen Verirrung wegen meine Zukunft verlieren, mein Dasein vergiften . . . Was soll aus mir werden? . . . Alle Welt wird vor mir fliehen . . . Ich bin ein Paria, ein Ver-

pesteter . . . Also? . . . ist es da nicht besser zu verschwinden? Wenigstens würde ich nicht mehr so leiden. Sie sehen wohl, es gibt keinen unglücklicheren Menschen, als ich bin . . . (Weinend.) Es gibt keinen, sage ich Ihnen, keinen! (In sein Taschentuch weinend.) O Gott, o Gott.

Der Arzt (steht auf und geht zu ihm).
Seien Sie ein Mann und weinen Sie nicht wie ein Kind.

Georges (unter Tränen).
Aber, bester Doktor, wenn ich liederlich gelebt hätte, wenn ich meine Zeit in Wirtshäusern mit Kokotten vertan hätte, so würde ich es begreifen, ich würde mir sagen: du hast's nicht besser verdient.

Der Arzt.
Nein.

Georges.
Nein?

Der Arzt.
Nein. Sie würden es nicht sagen. Aber was liegt daran. Erzählen Sie weiter.

Georges.
Doch, ich fühle es wohl. Ich bin anständig, ich würde sagen, daß ich es verdient hätte. Aber nichts! Nichts! Ich habe mir jede Freude versagt. Ich habe Versuchungen widerstanden und mich nicht hinreißen lassen. Ich schlug es mit Freuden ab, sie dahin zu begleiten, wo man sich amüsiert. In meiner Straße zeigten die Mütter mich ihren Söhnen. Und ich war stolz darauf. Ich habe gearbeitet; geschanzt habe ich und brachte Ordnung in mein Leben. Meine kleine Freundin half mir bei der Vorbereitung zu meinen Prüfungen. Ich hatte sie gelehrt, mich abzuhören und — dank ihr — bin ich Doktor der Rechte. O, auch mir hätte es Vergnügen gemacht, morgens um vier Uhr nach Hause zu kommen, die Zigarre im Munde, die ich mir noch bei irgendeiner großen oder selbst bei einer kleinen Halbweltdame angesteckt hätte. Auch ich empfinde, wie alle andern, den Reiz tiefroter Lippen, schwarzdunkler Augenbrauen und der gepuderten Gesichter; auch ich hätte gern Abenteuer erlebt mit Champagner und spitzenbesetzten Röckchen und Betten mit Schnitzwerk. Aber alles das habe ich meiner Gesundheit geopfert, und da sehen Sie, wie mir's damit glückte . . . O, hätt' ich das gewußt! . . . Hätt' ich's gewußt! . . . Wenn ich das gewußt hätte, ich würde ein niedriges Wesen gewesen sein. Jawohl, niedrig! Angesteckt — es wäre immer noch ein Vorteil dabei gewesen! . . . Wenn ich denke . . . denke, zu welcher Schande, zu welch' widerlichen Krankheiten, zu welch' schrecklichen Katastrophen ich nun verurteilt bin . . .!

Der Arzt.
Aber was Sie da nur wieder reden!

Georges.

Ja . . . ja . . . ich weiß . . . die Haare fallen aus, Kamillentee als Coktail, der Rollstuhl auf dem Trottoir mein Automobil, eine Stange mit Griff als Lenkstange in der Hand, dahinter ein Wärter zum Schieben . . . Und dabei mache ich ga . ga . ga . ga . . . (Weinend.) Das ist der Überrest des schönen Raoul . . .; ich war ja der schöne Raoul! . . .

Der Arzt.

Mein lieber Herr, trocknen Sie sich die Augen nun zum letztenmal und schnäuzen Sie sich. Fort mit dem Taschentuch in Ihre Tasche und hören Sie mich einmal ruhig an.

Georges (gehorchend).

Ja, Doktor, aber ich sage Ihnen vorher, Sie verlieren nur Ihre Zeit.

Der Arzt.

Ich erkläre Ihnen . . .

Georges.

Ich weiß ja, was Sie mir sagen wollen.

Der Arzt.

In dem Falle haben Sie hier nichts mehr zu tun . . . Empfehlen Sie sich!

Georges.

Wenn ich aber doch bleibe, Ihnen zuhöre, Doktor. Sie sind gut, so gut.

Der Arzt.

Wenn Sie den Willen haben und die Ausdauer, wird Ihnen nichts von dem zustoßen, was Sie da vorhersehen.

Georges.

Natürlich, Ihre Pflicht ist es, mir so etwas zu sagen.

Der Arzt.

Ich sage Ihnen, daß es in Paris hunderttausend Männer gibt wie Sie, und daß diese Hunderttausend ganz munter sind und sich gar nicht schlecht befinden. Ich nehme Ihr Wort auf . . . die Rollstühle da . . . man sieht ihrer doch nicht so viele. Es gibt deren doch keine hunderttausend hier.

Georges.

Das ist wahr.

Der Arzt.

Und außerdem, die darin sitzen, sitzen nicht alle aus dem Grunde darin, den Sie glauben. Ebensowenig wie Ihre hunderttausend Mitbrüder werden Sie das Opfer einer Katastrophe sein. Die Krankheit ist ernst, weiter nichts.

Georges.
Da sehen Sie — eine schwere Krankheit ist es also doch.

Der Arzt.
Ja.

Georges.
Eine der schwersten.

Der Arzt.
Ja, aber Sie haben das Glück . . .

Georges.
Glück?

Der Arzt.
Relativ — wenn Sie so wollen —, Sie haben das Glück, von derjenigen schweren Krankheit befallen zu sein, gegen die wir wenigstens die energischsten und sichersten Mittel haben.

Georges.
Ja . . . ja . . . Mittel, die schlimmer sind, als die Krankheit selbst.

Der Arzt.
Da täuschen Sie sich.

Georges.
Sie werden mir doch nicht vormachen wollen, daß man sie heilen kann.

Der Arzt.
Man kann's.

Georges.
. . . und daß ich nicht verurteilt bin zu . . .

Der Arzt.
Meine Hand darauf.

Georges.
Sie täuschen sich nicht . . . Sie täuschen mich nicht . . . Man hat mir gesagt . . .

Der Arzt (die Achseln zuckend).
Man hat Ihnen gesagt . . . Man hat Ihnen gesagt! . . . Ich wette darauf, daß Sie die Gesetze der Chinesen kennen, die von Streitsachen handeln.

Georges.
Ja, natürlich! Aber ich sehe die Beziehungen nicht, die das zu unserer Sache . . .

Der Arzt.
Anstatt sie Ihnen beizubringen, hätte man besser getan, Sie über die Krankheit aufzuklären, an der Sie leiden . . . Sie würden vielleicht Angst genug bekommen haben, sich davor zu hüten.

Georges.
O, Doktor, wer hätte das bei einer so distinguierten Frau voraus-

setzen können! . . . Sie glauben wohl, ich hätte mir eine Straßendirne ausgesucht . . . Aber nein. Sie wohnt Berner Straße — doch ein vornehmer Stadtteil.

Der Arzt.

Der Stadtteil tut daran nichts. Diese Krankheit ist nicht wie die andern; sie bevorzugt nicht nur die Unglücklichen.

Georges.

Aber, Herr Doktor, es ist fast eine ehrbare Frau! Es ist die Freundin der Geliebten eines meiner Freunde. Und die ist eine verheiratete Frau — sie wohnt bei ihrer Mutter, die eben verreist war. Sie wollte mich gar nicht erhören. Eine halbe Stunde mußte ich bitten. Um sie zu bestimmen, mußte ich ihr einen Ring versprechen, wie ihn ihre Freundin hat. Die Schuhe mußte ich ausziehen, als wir die Treppe hinaufgingen, um bei dem Hausverwalter keinen Verdacht zu erwecken.

Der Arzt.

Einerlei: wenn man Sie unterwiesen hätte, würden Sie gewußt haben, daß alle diese Dinge keine Garantien sind.

Georges.

Sie haben recht, Doktor. Man läßt uns wirklich zu sehr in Unkenntnis . . .

Der Arzt.

Ja, viel zu sehr!

Georges.

Man kann das aber doch nicht in den Zeitungen auseinandersetzen.

Der Arzt.

Warum nicht?

Georges.

Darüber kann ich aus Erfahrung sprechen. Mein Vater war Eigentümer einer kleinen Zeitung in der Provinz. Hätten wir nur einmal dieses Wort gedruckt, es hätte Abonnementskündigungen geregnet.

Der Arzt.

Aber Ehebruchsromane veröffentlichen Sie!

Georges.

Ei natürlich! Die Abonnenten wollen das.

Der Arzt.

Sie haben recht. Es fehlt an der Erziehung des Publikums. Darauf gilt's loszusteuern.

Georges.

Und dann? — Was wäre dann der Gewinn davon, wenn man über diese Krankheit unterrichtet wäre?

Der Arzt.

Wer sie besser kennt, wird sich besser hüten.

Georges.
Man müßte ein Mittel haben, sie ganz und gar zu verhüten.

Der Arzt.
O, das ist sehr einfach.

Georges.
Sagen Sie's mir.

Der Arzt.
Das hat kein Interesse mehr für Sie . . . Aber wenn Sie einmal einen Sohn haben, können Sie ihm dieses Mittel angeben.

Georges.
Welches?

Der Arzt.
. . . Nur eine Frau zu lieben . . . sie als junges Mädchen zu heiraten und sie so zu lieben, daß sie Sie nicht hintergeht.

Georges.
Sehr bequem! Aber wenn sich mein Sohn erst mit achtundzwanzig Jahren verheiratet . . . Was soll er inzwischen machen?

Der Arzt.
Dann soll er, um sich am wenigsten der Gefahr auszusetzen, zu den patentierten Liebeshändlerinnen gehen . . .

Georges.
Für die die Regierung Bürgschaft leistet.

Der Arzt.
Und unter ihnen die ein wenig gereifteren wählen.

Georges.
Warum?

Der Arzt.
Weil sie alle in einem gewissen Alter ihren Tribut schon bezahlt haben. Das schönste Mädchen der Welt kann nur alles geben, was sie noch hat, nicht aber das, was sie nicht mehr hat. Das ist's, was Sie Ihren Söhnen sagen sollen.

Georges.
Kann ich denn Kinder haben?

Der Arzt.
Gewiß!

Georges.
Gesunde Kinder?

Der Arzt.
Ganz gesunde. Ich wiederhole es Ihnen. Wenn Sie sich längere Zeit mit peinlicher Genauigkeit so behandeln, wie es erforderlich ist, haben Sie nicht viel zu befürchten.

Georges.
Ist das sicher?

Der Arzt.
Unter hundert trifft's neunundneunzigmal zu.

Georges.
Also könnte ich heiraten?

Der Arzt.
Das können Sie.

Georges.
Sie täuschen mich nicht, nicht wahr? . . . Sie wollen mir nicht nur dieses Vertrauen erwecken, damit . . . Sie würden mir das doch nicht sagen, wenn . . . Wie lange also wird es währen, bis ich heiraten kann?

Der Arzt.
In drei bis vier Jahren.

Georges.
Was? In drei bis vier Jahren . . . nicht früher?

Der Arzt.
Nein, nicht früher?

Georges.
Warum? Werde ich dann diese ganze Zeit über krank sein? Sie sagten mir doch eben . . .

Der Arzt
Die Krankheit ist für Sie nicht mehr gefährlich, aber Sie sind für andere gefährlich.

Georges.
Aber, Doktor, ich heirate in einem Monat.

Der Arzt.
Das ist unmöglich.

Georges.
Ich kann nicht anders. Alles ist vorbereitet; das Aufgebot ist veröffentlicht . . . ich gab mein Wort . . .

Der Arzt.
Da seh mir nur einer diese Patienten: Eben noch dachten Sie an nichts als an Ihren Revolver: jetzt wollen Sie in einem Monat Hochzeit machen.

Georges.
Weil ich muß!

Der Arzt.
Ich verbiete es Ihnen.

Georges.
Das kann nicht Ihr Ernst sein. Ist die Krankheit nicht so, wie ich mir einbildete, und kann man sie heilen, so erschieße ich mich nicht. Von dem Augenblick an, wo ich mich nicht erschieße, nehme ich die Fortsetzung meiner Existenz wieder auf. Ich halte meine Zusagen: ich heirate.

Der Arzt.

Nein.

Georges.

Doch . . . Ginge meine Heirat in die Brüche, das wäre ein Unglück, bester Doktor. Sie sprachen so zu mir, weil Sie nicht Bescheid wissen. Ich habe gewiß nicht zur Heirat gedrängt . . . Ich hatte ja eine Art zweite Familie; ich erzählte es Ihnen: die Kinder beteten mich an. Aber da ist meine Tante, eine alte Jungfer voll Zärtlichkeit für mich, die es dazu gebracht hat. Meine Mutter war glücklich über den Plan: sie wünscht nichts mehr, als ihre Enkel in der Wiege zu schaukeln. Sie will mich „versorgt" sehen, wie sie sagt. Nun hat sie sich diese Heirat in den Kopf gesetzt, denkt nichts anders, träumt von nichts anderem als von ihr, und zwanzigmal am Tage fragt sie, ob sie es wohl noch erleben werde, ihren Traum verwirklicht zu sehen. Das ist nicht alles! Ich bete meine Braut an. Wenn ich jetzt zurückträte, würde meine Mutter vor Kummer sterben, und meine Tante würde mich enterben. Sie aber ist im Besitz des Vermögens in unsrer Familie. Und erst — mein Schwiegervater! Mein Schwiegervater ist ein Ehrenmann, ein Kavalier, ein Mann von Grundsätzen, streng, hart. Er scherzt nicht mit ernsten Dingen, und das könnte mich teuer zu stehen kommen, sehr teuer, unendlich teuer. Denken Sie sich dazu, daß er sein Kind abgöttisch liebt. Er würde mich um die Gründe fragen . . . ich weiß nicht, was sich ereignen würde . . . Also um die Gesundheit meiner Mutter handelt es sich, die Erbschaft meiner Tante, um meine Zukunft, meine Ehre, vielleicht um mein Leben. Kurz, ich sage Ihnen: Ich gab mein Wort.

Der Arzt.

Sie müssen es zurücknehmen.

Georges.

Sie bestehen darauf. Aber gesetzt auch, es wäre möglich, so kann ich doch meine Unterschrift nicht zurücknehmen, die ich unter das Aktenstück setzte, wodurch ich mich verpflichtete, binnen zwei Monaten das Notariat zu bezahlen, das ich gekauft habe.

Der Arzt.

Mein Lieber, alle diese Dinge da . . .

Georges.

Sie werden mich doch nicht eines Mangels an Klugheit zeihen, weil ich über die Mitgift nicht erst nach dem Honigmonat verfügte . . .

Der Arzt.

Alle diese Betrachtungen gehen mich nichts an, mein Bester. Ich bin Arzt und nur Arzt. Ich kann Ihnen nur die eine Erklärung abgeben: Wenn Sie vor Ablauf von drei oder vier Jahren heiraten, sind Sie ein Verbrecher.

Georges.

Mein Herr, Sie sind nicht nur Arzt, Sie sind auch Beichtvater. Sie sind nicht bloß ein Gelehrter und können sich nicht damit zufrieden geben, mir, nachdem Sie mich beobachtet haben, wie Sie da in Ihrem Laboratorium irgendein lebloses Ding beobachten, zu sagen: „Da haben Sie's; die Wissenschaft sagt das und das. Nun gehen Sie gefälligst." . . . Meine ganze Existenz hängt von Ihnen ab. Ihre Pflicht ist es, mich anzuhören. Sie werden alles begreifen, wenn Sie erst alles wissen, und Sie werden Mittel und Wege finden, mich in einem Monat zu heilen.

Der Arzt.

Aber ein solches Mittel existiert ja nicht. Ich sage es Ihnen zum hundertstenmal. Ich kann Ihrer Heilung — soviel man da überhaupt etwas Sicheres sagen kann — erst in drei oder vier Jahren sicher sein.

Georges.

Und ich sage Ihnen, Sie werden das Mittel finden. Hören Sie mich an, Doktor. Wenn ich nicht heirate, bekomme ich die Mitgift nicht. Wollen Sie mir sagen, wie ich die Wechsel bezahlen soll, die ich unterschrieb?

Der Arzt.

O, wenn die Sache so liegt, so ist das sehr einfach. Ich will Ihnen ein Mittel sagen, sich herauszuziehen. Sie setzen sich mit einem reichen Manne in Verbindung, Sie tun alles, sein Vertrauen zu gewinnen, und wenn Ihnen das geglückt, so plündern Sie ihn aus.

Georges.

Ich bin nicht in der Stimmung zu scherzen.

Der Arzt.

Ich scherze nicht. Diesen Menschen berauben, ja, ihn töten, das wäre kein schlimmeres Verbrechen, als das, das Sie begehen, wenn Sie ein junges gesundes Mädchen nehmen, sich seiner Mitgift bemächtigen, und es zu diesem Zwecke obendrein den entsetzlichen Folgen der Krankheit aussetzen, die Sie ihm übertragen.

Georges.

Entsetzliche Folgen?

Der Arzt.

Und deren entsetzlichste noch nicht einmal der Tod ist . . .

Georges.

Aber Sie sagten mir doch gerade vorhin . . .

Der Arzt.

Ich sagte Ihnen vorhin nicht alles. Abgeschwächt, sogar durch unsere Mittel zeitweilig unterdrückt, schleicht die Krankheit im Dunkeln weiter, immer gefährlich, so daß es eine Infamie wäre, wollten Sie

Ihre Braut derselben aussetzen, um sich selber eine Sorge zu ersparen sei diese auch noch so groß.

Georges.

Aber ist es denn so sicher, daß dieses Unglück passieren würde?

Der Arzt.

Ich kann, ich will nicht lügen, selbst in der besten Absicht nicht. Nein, absolut sicher ist das nicht. Aber wahrscheinlich ist's. Und eine andere Wahrheit muß ich Ihnen hier sagen. Unsere Mittel sind nicht unfehlbar. In einer gewissen Anzahl von Fällen — eine sehr kleine Anzahl, kaum fünf Prozent — bleiben sie ohne Wirkung. Sie können eine dieser Ausnahmen sein. Ihre Frau könnte eine solche sein. Und dann? . . . dann . . . ich will mich Ihres eigenen Wortes bedienen: man muß sich auf die schlimmsten Katastrophen gefaßt machen.

Georges.

Raten Sie mir.

Der Arzt.

Ich kann Ihnen nur eins raten: Heiraten Sie nicht. Es ist etwas faul an Ihnen. Sie haben eine Schuld, die vielleicht nicht eingefordert wird; vielleicht aber kommt auch eines Tages plötzlich ein unerbittlicher Gläubiger und treibt sie auf lange Sicht mit aller Brutalität ein. Wohlan! Sie sind Geschäftsmann. Die Heirat ist ein Vertrag. Sich verheiraten, ohne etwas zu sagen, das heißt in eine Gesellschaft eintreten mit Verheimlichung der Passiva. So nennt man's doch in Ihrer Sprache, nicht wahr? Es wäre eine Unredlichkeit und fiele unter das Strafgesetz.

Georges.

Was soll ich tun.

Der Arzt

Gehen Sie zu Ihrem Schwiegervater und sagen Sie ihm rundheraus die Wahrheit.

Georges.

Dann wird der mir nicht einen Aufschub von drei oder vier Jahren bewilligen, sondern er wird mir seine Zustimmung für immer verweigern.

Der Arzt.

In diesem Falle sagen Sie ihm nichts.

Georges.

Aber ich muß ihm doch einen Grund sagen. Wenn nicht, so weiß ich nicht, was er tut. Er ist ein Mann, der sich zur größten Heftigkeit hinreißen läßt. Und meine Braut ist mir dann doch verloren. Hören Sie mich an, Herr Doktor. Nach allem, was ich Ihnen sagte, müssen Sie mich für einen Geldmenschen halten. Es ist ja auch wahr, daß ich es für unsere erste Pflicht halte, sich eine Stellung zu verschaffen. Man hat mir in meiner ganzen Jugend nichts anderes

beigebracht. In der Zeit, in der wir leben, liegt daran alles, und ich würde mich um meine Braut nicht beworben haben, wäre sie ohne Vermögen. (Bewegt.) Das ist natürlich. Aber sie besitzt solche Vorzüge, sie ist um so viel besser als ich, daß ich sie liebe, Doktor . . . so liebe, wie man in Romanen liebt . . . Und mein härtester Kummer ist nicht, daß ich das Amt nicht haben soll, das ich mir kaufte, obgleich das ein hartes Leid und eine bittere Enttäuschung ist, sondern mein größter Kummer ist, sie zu verlieren, sie . . . Wenn Sie sähen, wenn Sie sie kennen würden . . . sie würden mich verstehen. (Holt sein Portefeuille heraus.) Ich habe hier eine Photographie . . . Doktor, schauen Sie sie an: (zärtlich, der Arzt macht eine abwehrende Handbewegung) Armer Liebling! Dich soll ich verlieren oder dich unglücklich machen. (Er liebkost das Bild und steckt es wieder in seine Tasche.) Verzeihen Sie! Ich bin lächerlich . . . Das passiert mir oft. Aber setzen Sie sich an meine Stelle . . . ich liebe sie! . . .

Der Arzt.

Also dürfen Sie nicht heiraten.

Georges.

Aber wie soll ich das machen? . . . Wenn ich zurücktrete, ohne etwas zu sagen, wird man die Wahrheit ahnen. Dann bin ich gebrandmarkt.

Der Arzt.

Man ist nicht gebrandmarkt, wenn man krank ist.

Georges.

Auf die Art krank! Die Leute sind so dumm! Ich — ich selbst hätte noch gestern über den gelacht, von dem ich gewußt hätte, er sei in der Lage, in der ich heute bin. Ich wäre vor ihm geflohen, ich hätte ihn verachtet . . . Wenn ich allein dabei zu leiden hätte! Aber, Doktor, sie, sie hat mich gern, auf Ehrenwort! Sie ist so gut! Das wird ihr Schmerz sein!

Der Arzt.

Besser jetzt ein geringer Schmerz, als später ein großer.

Georges.

Es wird einen Skandal geben.

Der Arzt.

Sie beugen einem größeren vor.

Georges (legt ohne Ostentation zwei Louis auf den Schreibtisch, nimmt seine Handschuhe, seinen Stock und Hut und erhebt sich).

Ich will mir's durch den Kopf gehen lassen . . . Ich danke Ihnen, Herr Doktor . . . Wie Sie mir sagten, komme ich nächste Woche wieder . . . voraussichtlich. (Er wendet sich zur Tür.)

Der Arzt (sich erhebend).

Nein. Ich sehe sie in der nächsten Woche nicht wieder, und außerdem werden Sie sich nichts durch den Kopf gehen lassen. Sie sind

hierher gekommen mit der vollen Kenntnis dessen, was Ihnen fehlt. Sie sind gekommen, sich bei mir einen Rat zu holen in der Absicht, ihm nur zu folgen, wenn er mit Ihren Wünschen übereinstimmt. Eine oberflächliche Ehrbarkeit hat Sie dazu getrieben. Versuchen wollten Sie, Ihr Gewissen zu beruhigen. Sie wollten jemand haben, auf den Sie später die Folgen Ihrer Handlungen abwälzen könnten. Von der Strafälligkeit solcher Handlungsweise sind Sie überzeugt . . . Leugnen Sie nicht. Viele von denen, die zu mir kommen, denken wie Sie, handeln, wie Sie handeln wollen. Aber die Heirat, die gegen meinen Willen zustande kam, ist fast stets eine Quelle solchen Unglücks geworden, daß ich jetzt meistens fürchte, nicht beredt genug gewesen zu sein. So komme ich mir selbst ein bißchen als Mitschuldiger an all diesem Unglück vor. Ich hätte sie abhalten müssen; ich hätte es fertigbringen sollen, die Heirat zu verhindern. Denn, wenn sie wüßten, was ich weiß, wenn sie gesehen hätten, was ich gesehen habe, sie würden anders handeln. Schwören Sie mir, daß Sie diese Verbindung abbrechen werden.

Georges.

Das schwöre ich Ihnen durchaus nicht, Herr Doktor. Ich kann Ihnen nur wiederholen: ich will mir die Sache durch den Kopf gehen lassen — ich will darüber nachdenken.

Der Arzt.

Nachdenken? Über was?

Georges.

Über das, was Sie mir sagten.

Der Arzt.

Aber was ich Ihnen sagte, ist die Wahrheit. Sie können mir nichts mehr dagegen vorbringen. Auf alle Einwände, die Sie machten, habe ich Ihnen geantwortet. Also müssen Sie sich Ihre Überzeugung gebildet haben.

Georges.

Mein Gott ja, Herr Doktor, Sie haben recht vermutet, daß ich mich ein bißchen unterrichtet habe, bevor ich zu Ihnen kam. Vor allem ist es denn auch ganz sicher, daß ich die Krankheit habe, die Sie glauben? Sie behaupten es, und vielleicht ist es wahr. Aber die Ärzte, auch die gelehrtesten, täuschen sich manchmal . . . Habe ich doch davon gehört, daß Ihr Meister, Ricord, behauptet hat, daß die Krankheit von einem gewissen Zeitpunkt an nicht mehr ansteckend sei. Er hat seine Behauptung durch Beispiele bewiesen. Heute ziehen Sie neue Beispiele heran, um mir zu sagen, daß er unrecht hatte. Ich habe nichts dagegen. Indessen das Recht habe ich doch, darüber nachzudenken . . . Und wenn ich es genau betrachte, so sind alle die Übel, mit denen Sie mir drohen, nur Wahrscheinlichkeitsübel. Trotz Ihres Willens, mich abzuschrecken, haben Sie

doch zugeben müssen, daß möglicherweise auch meine Heirat für meine Frau keinerlei schlimme Folgen haben wird.

Der Arzt (der sich nur mühsam zurückhält).

Fahren Sie fort, Ich werde Ihnen antworten.

Georges.

Ihre Mittel sind wirksam, so sagten Sie mir. Also müßte ich, sollten die Katastrophen eintreffen, die Sie vorhersagen, zu den fünf Ausnahmen gehören — fünf auf hundert, so sagten Sie selbst — und meine Frau müßte zum selben Prozentsatz seltener Ausnahmen gehören. — Wenn ein Mathematiker auf solche gegebenen Größen die Wahrscheinlichkeitsrechnung anwendete, so würde das Ergebnis seiner Rechnung sicherlich eine so niedrige Zahl sein — und diese Zahl bedeutete hier die Chance einer Katastrophe —, daß im Vergleich mit der absoluten Sicherheit einer ganzen Reihe von Widrigkeiten, Schmerzen, Verwirrungen, Tränen und vielleicht tragischer Zufälle, die mein Rücktritt verursachen würde, diese geringe Wahrscheinlichkeit eines durch meine Heirat provozierten Unglücks fast ganz wegfiele. Der Mathematiker aber ist mehr Mann der Wissenschaft als Sie, einer untrüglicheren Wissenschaft — und er würde schließen, daß die Weisheit nicht auf Ihrer Seite steht, Herr Doktor, sondern auf meiner.

Der Arzt.

So! Glauben Sie wirklich? Aber da irren Sie sich. Zwanzig Fälle, gleich dem Ihrigen, wurden sorgfältig beobachtet — vom Anfang bis zum Ende. Neunzehnmal wurde die Frau von ihrem Gatten angesteckt; begreifen Sie wohl, neunzehnmal in zwanzig Fällen. Sie glauben, die Krankheit sei ungefährlich und halten sich, wie Sie sagen, für berechtigt, ihre Frau der Chance auszusetzen, eine dieser Ausnahmen zu sein, bei denen unsere Bemühungen versagen! . . . Wohlan denn, Sie sollen alles wissen. Sie müssen die Übel kennen, von denen Ihre Frau, die man obendrein nicht einmal befragt, befallen werden kann; bei dem sie fünf Chancen von hundert hat. Da ist das Buch meines großen Lehrers. Nehmen Sie . . . lesen Sie . . . lesen Sie selbst . . . hier . . . ich habe die Stelle angestrichen . . . Wollen Sie nicht lesen? Hören Sie zu. (Liest mit Leidenschaft.) „Ich habe den Anblick einer unglücklichen jungen Frau gehabt, die durch eine fressende syphilitische Zerstörung in ein wahres Scheusal verwandelt worden war. Das Gesicht — oder, sagen wir lieber, das, was vom Gesicht übrigblieb — war nur noch eine große Narbe."

Georges.

Genug, Herr Doktor! Hören Sie, bitte auf!

Der Arzt.

Nein. Nein. Ich fahre fort bis zu Ende. Hier gilt es eine gute Tat, und die Empfindsamkeit Ihrer Nerven soll mich nicht auf-

halten! . . . (Fährt fort.) „Von der Oberlippe war keine Spur mehr vorhanden; die obere Reihe der Zähne lag bloß . . .“ Wohlan, ich höre auf. Ich habe Mitleid mit Ihnen. Mit Ihnen, der Sie für einen andern, für eine Frau, von der Sie sagen, daß Sie sie lieben, die Eventualität übernehmen wollen, sie mit einer Krankheit zu behaften, deren Beschreibung Sie nicht einmal ertragen können. Aber, von wem bekam diese Frau die Syphilis? Nicht ich rede hier, sondern dieses Buch: — „Von einem Kerl, der ebenso schlecht wie dumm war. Der Mensch hatte sich nicht gescheut, in die Ehe zu treten, als seine Krankheit mit allen Erscheinungen auf der Höhe der sekundären Symptome stand (wie dies später festgestellt wurde), und obendrein hatte er es für gut befunden, seine Frau nicht in Behandlung zu geben, um keinen Verdacht zu erwecken.“ Was dieser Mensch tat, ist dasselbe, was Sie nun tun wollen, Herr!

Georges.

Alle diese Bezeichnungen und noch viel schlimmere würde ich verdienen, wenn ich heiraten würde mit dem Bewußtsein, daß meine Heirat so schreckliche Folgen haben könnte. Aber das ist's, was ich nicht glaube. — Sie und Ihre Lehrer — Sie sind lauter Spezialisten. Infolgedessen sind Sie geneigt, alles wieder mit dem zu verknüpfen, was nun einmal Gegenstand ihrer Forschungen ist. Ein trauriger Ausnahmefall wirkt auf Sie wie ein Blendwerk, und immer noch glauben Sie, er sei nicht hinreichend beleuchtet.

Der Arzt.

Das Argument kenne ich.

Georges.

Lassen Sie mich bitte aussprechen. Auf sieben Menschen gibt es einen Syphilitiker, sagten Sie mir. Sie sagten mir, in Paris liefen hunderttausende herum, und zwar munter und wohl.

Der Arzt.

Es gibt ihrer in der Tat hunderttausend, die augenblicklich nicht sichtbar krank sind. Aber tausende wanderten in unsere Hospitäler. Dort finden Sie die Opfer der schrecklichen Verheerungen, die unser armer Körper ertragen kann. Diese aber sehen Sie nicht — und so zählen sie nicht für Sie . . . Aber noch einmal, wenn es sich nur um Sie handelte, möchten Sie immerhin dieses Räsonnement aufrechthalten. Was ich erkläre, was ich mit der ganzen Kraft meiner Überzeugung behaupte, ist dagegen, daß Sie nicht das Recht haben, ein menschliches Wesen solchen Eventualitäten auszusetzen. Es sind seltene Eventualitäten, ich weiß es; aber ich weiß auch und weiß es noch besser, wie schrecklich sie sind. Was haben Sie darauf zu erwidern?

Georges.

Nichts! Denn Sie haben recht . . . Ich weiß nicht mehr, was ich denken soll . . .

Der Arzt.

Verbiete ich Ihnen die Heirat jetzt, verbiete ich sie Ihnen damit für immer? Bringe ich Ihnen denn den Glauben bei, daß Sie niemals wieder gesund werden? Nein. Ich lasse Ihnen im Gegenteil alle Hoffnungen. Aber ich bitte Sie um einen Aufschub von drei oder vier Jahren, weil ich in dieser Zeit erst sehen kann, ob Sie zu diesen Unglücklichen gehören, die ich aus vollem Herzen beklage, mit denen die Krankheit kein Mitleid kennt. Ich bitte Sie um den Aufschub, weil Sie in dieser Zeit für Ihre Frau gefährlich sind, und nicht minder gefährlich für Ihre Kinder. Die Kinder! Davon sprach ich Ihnen noch nicht . . . (zart, überredend). Wohlan lieber Herr, Sie sind ein anständiger Mensch. Sie sind noch zu jung, als daß gewisse Dinge Sie nicht bewegen sollten, zu jung, um für das Mitleid nicht zugänglich zu sein . . . Ich muß den Weg zu Ihrem Herzen finden und Ihnen meine Überzeugung beibringen. Ich habe erregt mit Ihnen gesprochen, aber meine Erregung beweist Ihnen, daß ich Ihren Kummer mitfühle und daß ich mit Ihnen leide. Bei meiner ärztlichen Ehre bitte ich Sie: Sie haben nicht das Recht, Ihre Frau solchem Ruin auszusetzen, aber es ist nicht nur sie, die Sie treffen können: Sie können sie noch in den Kindern treffen, in Ihren Kindern . . . Und bedenken Sie, ich will Sie und Ihre Frau einmal ganz beiseite lassen, aber im Namen dieser Unschuldigen flehe ich Sie an. Es ist die Zukunft, die Rasse, die ich verteidige! Hören Sie mich . . . hören Sie mich! Von den zwanzig Ehen, von denen ich Ihnen sprach, waren nur fünfzehn mit Kindern gesegnet. Diese fünfzehn hatten achtundzwanzig Kinder. Wissen Sie, wie viele davon am Leben geblieben sind? Drei! Drei von achtundzwanzig! Die Syphilis ist vor allem eine große Kindermörderin. — Herodes regiert in Frankreich und auf der ganzen Erde, und in jedem Jahre verübt er einen neuen Bethlehemitischen Kindermord. Wenn es keine Blasphemie gegen das geheiligte Leben wäre, so würde ich sagen: Glücklich die, die zugrunde gingen! Besuchen Sie doch die Kinderspitäler: Wir kennen den Typus des Kindes von Syphilitikern. Der Typus ist klassisch, und die Ärzte erkennen sie aus allen heraus, diese kleinen Alten, die aussehen, als hätten sie schon gelebt, als hätten sie sich das Kainszeichen all unsrer Schwächen, all unsrer Entartungen bewahrt. Unter den Rhachitischen, unter den kleinen Körpern, die sich beugen unter der Last der großen dicken Köpfe, als könnten sie sie nicht tragen, unter den Verwachsenen, den Unförmlichen, den Buckligen, den Klumpfüßlern, unter denen, die eine Hasenscharte haben, wie unter denen, die infolge einer angeborenen Hüftenverrenkung hinken, gibt es eine große Anzahl, die das Opfer ihrer Väter sind, die in die Ehe traten, ohne zu wissen, was Sie jetzt wissen, und was ich auf allen öffentlichen Plätzen ausschreien möchte! . . . Ich habe Ihnen alles ge-

sagt, ohne etwas zu übertreiben. Denken Sie darüber nach: erwägen Sie jetzt das Für und Wider, ziehen Sie die Summe des möglichen Unglücks und des sicheren Elends. Aber sehen Sie sich vor und bedenken Sie wohl: in einer der beiden Wagschalen liegt alles Unglück der anderen und in der zweiten liegt nur Ihr eigenes Unglück. Hüten Sie sich vor Ungerechtigkeit.

Georges.

Wohlan, ich gebe nach. Ich werde mich nicht verheiraten. Ich will irgend etwas ausfindig machen . . . ich werde einen Aufschub von sechs Monaten erhalten . . . aber mehr . . . mehr kann ich nicht.

Der Arzt.

Ich brauche drei Jahre. Ich brauche vier Jahre.

Georges.

Nein, Doktor! Haben Sie Mitleid! Sie werden mich in der Zeit heilen können.

Der Arzt.

Nein — nein — nein.

Georges (flehend).

Doch die Wissenschaft ist allmächtig . . .

Der Arzt.

Die Wissenschaft ist nicht Gott. Es gibt keine Wunder mehr.

Georges.

Wenn Sie nur wollten! . . . Sie sind ein großer Gelehrter. Forschen Sie, erfinden Sie, finden Sie! Versuchen Sie an mir irgendeine neue Methode. — Verdoppeln, verzehnfachen Sie die Dosen. — Lassen Sie mich leiden. Ich überlasse mich Ihnen ganz. Alles werde ich ertragen, alles aushalten, ich schwöre es Ihnen . . . Es muß ein Mittel geben, mich in sechs Monaten zu heilen . . . Bedenken Sie, ich stehe nach diesem Aufschub nicht für mich ein . . . Im Namen meiner Frau, im Namen meiner Kinder bitte ich Sie darum. Um ihretwillen tun Sie etwas! . . .

Der Arzt.

Genug, genug!

Georges.

Fußfällig bitte ich Sie. Tun Sie es doch. Ich würde Sie segnen, ich würde Sie anbeten, wie man einen Gott anbetet! . . . All mein Dank, mein ganzes Leben . . . mein halbes Vermögen! Seien Sie gnädig, Doktor, erhören Sie mich, erfinden Sie etwas, machen Sie eine Entdeckung . . . haben Sie Mitleid! . . .

Der Arzt.

Sie möchten also, daß ich für Sie mehr täte, als für alle anderen?

Georges.

Ja.

Der Arzt.

So wissen Sie denn, mein Herr, daß wir für jeden unserer Kranken tun, was wir können, sei dies nun eine große Persönlichkeit oder der Ärmste und Letzte, der unsere Dienste im Hospital begehrt. Wir haben keine Geheimnisse in Reserve weder für diejenigen, die glücklicher oder unglücklicher sind als die andern, noch für diejenigen, die mit dem Gesundwerden größere Eile haben.

Georges.

Adieu, Doktor!

Der Arzt.

Auf Wiedersehen.

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Akt.

Das Privatbureau Georges Duponts. Links ein Fenster. Vor diesem Fenster ein Schreibtisch, nicht zu groß; darüber ein Telephon. Ein Sessel. Die Person, die an diesem Schreibtisch säße, würde dem Publikum den Rücken zukehren.

Rechts von diesem Schreibtisch ein Sessel, davor ein kleiner Tisch mit weiblichen Handarbeiten, Blumen, ein Stuhl in der Nähe dieses Tisches.

Ganz im Vordergrund, zwischen Fenster und Rampe, ein sehr bequemer Großvaterstuhl.

Im Hintergrunde eine zierliche Bibliothek. Rechts im Hintergrunde in abgestumpfter Ecke eine Entréetür.

Ein Klavier mit Taburett und ein Stuhl, ein Salontisch mit Blumen vor der Bibliothek.

Erste Szene.

Henriette, die Gattin Georges'; dann Georges.

Beim Aufgang des Vorhangs sitzt Henriette an dem kleinen Tisch neben dem Schreibtisch. Sie arbeitet an einem niedlichen Kinderhäubchen. Nach einer Weile bekleidet sie damit ihre Faust.

Henriette.

So, fertig! Noch so ein kleines Häubchen, das ich der Amme schicken will. Wie goldig es darin aussehen wird! Ach, mein Liebling, meine kleine Hermine! . . . Komm, Mäuschen, lach' doch ein bißl mit deiner Mama! . . . O — Schatz . . . (Sie liebkost das Häubchen und macht sich wieder an die Arbeit. Georges tritt ein.)

Georges (öffnet die Tür und bleibt im Vorzimmer, wo er ablegt).

Hallo, hallo! (lacht) Hahaha!

Henriette (erhebt sich sehr froh und frei).

O . . . meinst du? Ich habe dich an der Stimme erkannt.

Georges.

Wirklich? . . . (küßt sie) Guten Tag, du meine kleine, liebe Frau! . . . Angeführt hab' ich dich! Angeführt ist — das arme Frauchen. (lacht) Hahaha!

Henriette (lacht auch).
Lach doch nicht so!

Georges.
„Hallo! — Hallo! . . . Madame Georges Dupont?" (Die Stimme einer schüchternen Frau nachahmend) „Jawohl . . . mein Herr . . . das bin ich, mein Herr . . ." Und ich fühlte, wie du rot wurdest, rot bis hinter die Ohren.

Henriette (immer noch lachend).
Ich habe ja gar nicht gesagt: „Das bin ich, mein Herr." Und mit dem Tone gar . . . Ich habe ganz einfach gesagt: „Jawohl, mein Herr."

Georges.
„Hallo, Madame Georges Dupont? Ist Georges zu Hause?" (er lacht) Du eiltest davon! . . . O, sag' nur nicht, du wärst nicht gelaufen. (Mit der Stimme einer Frau.) „Nein, mein Herr . . . mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?" . . . Ich kann mich nicht mehr halten . . . „Ich bin's, Gustav . . ." Und du eiltest immer weiter.

Henriette.
Was gibt's denn so Erstaunliches an deinem Freunde Gustav . . .

Georges.
Und als ich hinzufügte: (immer mit der Stimme Gustavs) „Es geht dir gut heute morgen?" Da machtest du: „Wie?", so verdutzt, ein „Wie" . . . O, so ein „Wie" wie das da! Paß einmal auf: „Wie?"

Henriette.
Ja, aber dann habe ich auch schon vermutet, du wärst es.

Georges.
Das glaub' ich gern. Ich platzte ja vor Lachen . . . Es war köstlich . . . (Er setzt sich rechts, ihr gegenüber, in die Nähe des Kamins, auf den Arm des Sessels und betrachtet sie glücklich.)

Henriette (setzt sich ebenso und sieht ihn glücklich an).
Grillenfänger — du! Was wolltest du nun wieder damit?

Georges.
Ich?

Henriette (immer fröhlich).
O, ich sollte dich nicht kennen, wo ich dich schon seit fünfzehn Jahren kenne . . . und seit dem Jahre, wo wir verheiratet sind.

Georges.
Du kennst mich . . . Wohlan denn . . . Rede! . . . Sprich! . . . Sag' einmal, was du von mir denkst . . .

Henriette.
Du beunruhigst dich, du bist eifersüchtig, du steckst voll Argwohn . . . du verbringst deine Tage damit, dir Fliegen in deine Suppe fallen zu lassen und dann weise Kombinationen zu ersinnen, um sie wieder herauszufischen.

Georges (zufrieden, daß von ihm die Rede ist).

Ich . . . das glaubst du? O . . . das glaubst du . . . Und dann noch . . . Geh, sag, was du noch meinst.

Henriette.

Ist es vielleicht nicht wahr?

Georges (lachend; sein Lachen ist ein Zugeständnis).

Und dann?

Henriette.

Das war doch eine Falle, die du mir heute morgen gestellt hast?

Georges (ebenso).

Nein . . .

Henriette.

Zuerst hast du wissen wollen, ob ich nicht ausgegangen wäre . . . du hattest mich gebeten, heute nicht in die Galerie zu gehen.

Georges (naiv).

Ja, das ist wahr.

Henriette.

Und wie du gegen alle Welt argwöhnisch bist, . . . selbst gegen mich . . .

Georges.

Nein, nicht gegen dich.

Henriette.

Doch; aber ich rechne es dir nicht an, weil du von jeher so warst, und weil ich weiß, daß dahinter ein großes Stück Schüchternheit und ein kleines Stückchen Leid steckt.

Georges (ernst).

Als ich klein war, hat man sich zuviel über mich lustig gemacht.

Henriette (fröhlich).

Und dann hast du vielleicht auch Gründe, nicht allzuviel Vertrauen in die Zurückhaltung deines intimen Freundes zu setzen, du großer Eroberer du.

Georges (lachend).

Haha! Aber ich weiß nicht, was du damit sagen willst, wahrhaftig nicht!

Henriette.

Wenn ich dir nun geantwortet hätte, in dem Glauben, es wäre Gustav: „Mir geht's gut, und dir?"

Georges (lachend).

Gewiß, das Spielchen darf man nicht jedem anraten. (Er spricht von etwas anderem.) Du weißt noch nicht . . . Als ich nach Hause kam . . . Justin . . .

Henriette.

Nun?

Georges.
Er hat mir erklärt, er wolle eine Aufbesserung.

Henriette.
Nun, er hat seine Zeit gut gewählt, meine ich.

Georges.
Nicht wahr? . . . Ich habe ihn gefragt, ob der Verkauf meiner Zigarren ihm nicht genüge.

Henriette.
Nun — und?

Georges.
Er wurde aufgebracht und hat mir gekündigt. Ich nahm die Kündigung diesmal an. Er ist wütend.

Henriette.
Recht so!

Georges.
Am Ende des Monats geht er, und wir werden ihn los . . . Mama wird damit zufrieden sein . . . Sag', hat Mama keine Depesche geschickt?

Henriette.
Nein.

Georges.
Nun, dann wird sie erst morgen kommen.

Henriette.
Wenn sie nur an sich dächte, würde sie keinen Augenblick von ihrem Enkelchen fortgehen.

Georges.
Bist du eifersüchtig?

Henriette.
Ich bin ein bißchen unruhig . . . Ich weiß wohl, Mama würde telegraphiert haben, wenn etwas vorgefallen wäre.

Georges.
Sicher! Erst gestern haben wir's so ausgemacht.

Henriette.
Es wäre vielleicht doch besser gewesen, wir hätten unser Püppchen hier behalten.

Georges.
Kommst du wieder damit?

Henriette.
Nein, nein . . . Brumme nur nicht . . . Ich sehe ja ein, daß die Stadtluft ihm nicht zuträglich war.

Georges.
Du glaubst wohl, der Staub von meinen Akten wäre für seine Lunge besser als Landluft.

Henriette (lachend).

Aber ich sagte dir ja schon . . . nein . . .

Georges.

Ich weiß wohl, es gibt auch hier Gartenanlagen, in denen es von Soldaten wimmelt und die Luft nicht zuträglich ist.

Henriette.

Geh, uz' mich nicht! Du hast ja recht.

Georges.

Ah . . . und ein Unglück ist's doch auch nicht, wenn du das wenigstens ein einziges Mal zugibst.

Henriette.

Und dann hat's die Kleine gut draußen, Großmama ist bei ihr, die Amme ist eine brave Frau.

Georges.

Und stolz ist sie darauf, die Enkelin des Herrn Abgeordneten stillen zu dürfen.

Henriette.

Papa ist aber nicht der Abgeordnete dieses Wahlkreises, doch gleichviel . . .

Georges.

Er ist doch Abgeordneter des Bezirks.

Henriette.

Das ist wahr.

Georges.

Ich höre sie, wie sie bei ihren Gevatterinnen steht: (die Sprache der Bauern nachahmend) „Ech han vil Glöck . . . ech han die Dochter von der Dochter von unserm Afgeordnete . . . Diener, gnädig' Frau . . . Su deck es se schon, su deck, wie onser klen Kälvche . . . Potzdusend wie verständig schon . . . alles versteht se . . . ja, eja, ech han vil Glöck, potzdusend . . . Ich han de Dochter von der Dochter von unserm Afgeordnete! . . .

Henriette (lachend).

Zu dumm! — zu dumm . . . vor allem aber spricht sie gar nicht so.

Georges.

Sag doch gleich, daß ich überhaupt niemand nachahmen kann.

Henriette.

Das sage ich nicht.

Georges.

Und du glaubst, wenn es nicht tausendfach gewiß sei, daß die Kleine gut versorgt wäre, Mama hätte eingewilligt, sie der Amme zu übergeben . . . und sie hätte sie nicht längst wieder mitgebracht, sie, die jede Woche hingeht, sie zu sehen.

Henriette.

Manchmal zweimal in der Woche.

Georges.

Aber wie eilig hat sie's jedesmal, wieder hinauszukommen zu ihrem Schäfchen!

Henriette.

Ah! Unser lieber kleiner Pussel! Unser Herminchen! Sie kann sich was darauf einbilden, eine Großmutter zu haben, die so an ihr hängt . . .

Georges.

Das will ich meinen.

Henriette.

Auch ich verehre deine Mutter . . . sie ist so gut . . .

Georges.

In unserer Familie sind wir alle so.

Henriette.

Stell dir vor . . . das letzte Mal, als wir draußen waren . . . mit ihr . . . du warst fort . . . ich weiß nicht, wohin du gerade gegangen warst . . .

Georges.

Die alte Truhe anschauen, die aus dem sechzehnten Jahrhundert . . .

Henriette.

Ach ja, deine berühmte Truhe! (Sie lacht.)

Georges.

Davon ist jetzt nicht die Rede . . . du sagtest . . .

Henriette.

Also du warst fort, die Amme war in der Kirche, glaub' ich.

Georges.

Oder im Wirtshaus — erzähl' . . . erzähl'.

Henriette.

Ich selbst war in der kleinen Stube, und die gute Mama glaubte, sie wäre ganz allein mit Hermine . . . Da hörte ich sie . . . Sie erzählte ihr von allem Möglichen . . . So niedliche, hübsche Worte . . . Gestammel, wenn du willst, aber so lieb, so zärtlich . . . Ich hätte zugleich lachen und weinen mögen.

Georges.

Sie hat sie sicher „Mein kleines, gutes Herrgöttchen" genannt?

Henriette.

Richtig! Du hast es gehört?

Georges.

Nein, aber so nannte sie mich seinerzeit.

Henriette.

An dem Tage hat sie uns versichert, die Kleine hätte sie erkannt und mit ihr gelacht.

Georges.

O, ich weiß, und ein andermal, hier . . . Ich war in Mamas

Zimmer gekommen, sie hatte mich nicht gehört, weil die Tür nur angelehnt war, da sah ich sie in Extase vor einem der kleinen Taufschühchen, die man dem Püppchen hatte anziehen müssen, weil sie es wollte. Du erinnerst dich . . .

Henriette.

Ja, ja.

Georges.

Sie hat es genommen und geküßt . . .

Henriette.

Und was hast du da gesagt?

Georges.

Nichts. Ganz leise, ganz leise schlich ich mich durch die Tür hinaus und warf der guten Großmama eine zärtliche Kußhand zu.

Henriette.

Und gestern nahm sie sich kaum Zeit sich anzuziehen, als der Bote von der Amme gekommen war. Eben eine Stunde da, und gleich war sie wieder fort, damit sie noch den Zug um 8 Uhr 59 erreiche.

Georges.

Und es war doch nichts vorgefallen.

Henriette.

Das nicht! Aber sie hat recht gehabt nach alledem . . . und vielleicht hätte ich mitfahren sollen . . .

Georges.

Du bist doch ein Kind, Henriette. Alles glaubst du, was dir einer sagt . . . Ich habe sofort alles gewittert, die ganze Wahrheit . . . Die Amme will uns was vormachen . . . willst du wetten? . . . Schlag ein, ich wette irgend etwas, was du willst . . . Willst du nicht? Schlag doch ein . . . ich wette das schöne Halsband . . . du weißt, das mit der dicken Perle? . . .

Henriette.

Nein, ich hätte zuviel Angst, zu gewinnen.

Georges.

Du bist ein bißl dumm. (Er lacht.) Du meinst also, ich liebte mein kleines Kerlchen nicht so wie du . . . Weißt du übrigens, wie alt es ist . . . Nein . . . ganz genau . . . wie alt! Ah — siehst du, du weißt es nicht . . . Sie ist 91 Tage und 8 Stunden alt . . . (Er lacht.) Haha! . . . He, wenn sie erst läuft — ganz allein . . . Dann nehmen wir sie mit . . . Na, sechs Monate wenigstens müssen wir noch warten damit.

Henriette.

Ja, sechs Monate. Das ist noch lang. Ich denke immer, hättest du unsere Heirat nicht um sechs Monate hinausgeschoben, wäre sie schon heute soweit.

Georges.

Hundertmal habe ich dir schon gesagt, daß ich damals nur meine Pflicht tat . . . kurz, da war ein Arzt, der mir sagte, ich sei vielleicht lungenkrank . . . Ich sollte mich nicht verheiraten . . .

Henriette.

Siehst du vielleicht nach Schwindsucht aus? Du? . . . Ein Esel ist dein Doktor.

Georges.

Im allgemeinen gebe ich dir zu: es steckt meist nicht viel dahinter.

Henriette.

Und du wolltest sogar drei oder vier Jahre warten . . .

Georges.

Ja, um ganz sicher zu sein, daß ich wirklich nichts an der Lunge habe . . .

Henriette.

Eben nanntest du mich ein Kind. Und du!? Weil so ein Arzt . . .

Georges.

Aber du weißt doch selber, daß ich wirklich, wie es scheint, einen Anfang von chronischer Bronchitis hatte. . . . Ich fühlte . . . wenn ich ein wenig tief atmete . . . sieh so . . . noch ein bißchen tiefer . . . so . . . ja, da merkte ich auf beiden Seiten der Brust eine Beschwerde, eine Beklemmung . . .

Henriette.

Deswegen brauchte unsere Hochzeit nicht hinausgeschoben zu werden.

Georges (aufstehend).

Doch, doch, das war eine Pflicht, sage ich dir. Ich hatte nicht das Recht, dich dem auszusetzen, einen schwindsüchtigen Mann zu haben . . . dich selbst zu gefährden . . . Indes die Autoritäten . . . jetzt, ja jetzt muß ich darüber lachen . . . Nein, doch nicht, aber wenn ich einen Kranken wüßte, würde ich ihm sagen: „Sie wissen, die Spezialisten, die vierzig Francs für die Konsultation nehmen . . . . ich rate Ihnen nicht dazu!"

Henriette.

Und der da verlangte von dir vier Jahre Zeit, um dich heilen zu können . . .

Georges.

Ja doch! . . . Es sind eben Ärzte. Und Ärzte sind auch Menschen. Sie wollen doch leben, nicht wahr . . . Also, je mehr Konsultationen sie zu dem Preise haben, um so lieber ist es ihnen.

Henriette.

Und ein kleiner unbekannter Arzt hat dich in drei Monaten kuriert . . .

Georges.

Ein kleiner, ganz unbekannter Arzt . . . Ich hatte seine Adresse auf der vierten Seite meiner Zeitung gefunden . . . es ist mir selbst unangenehm, daß ich sie verloren habe, und vergessen obendrein, ganz und gar vergessen . . . Ich weiß wohl noch so ungefähr, daß er da am Altenmarkt herumwohnt, aber wenn man mir sagte: „Entweder du findest ihn wieder oder wirst geköpft", ich müßte mich wahrhaftig köpfen lassen.

Henriette.

Und aus so einem Grunde ist Hermine sechs Monate jünger als sie sein sollte.

Georges.

O, dafür behalten wir sie auch um so länger. Denk nur — sie wird sich sechs Monate später verheiraten, nicht wahr?

Henriette.

Sprich nicht davon. Daran überhaupt denken zu müssen, daß sie sich einmal verheiraten wird, ist schmerzlich.

Georges.

Ich sehe mich schon, wie sie an meinem Arm die Stufen zur Madeleine hinaufsteigt.

Henriette.

Warum denn Madeleine?

Georges.

Ich weiß nicht . . . Ich sehe sie unter ihrem weißen Schleier, mich selbst im Frack . . . mit dem Orden . . .

Henriette.

Orden! . . . Was hast du denn getan, um einen Orden zu bekommen?

Georges.

Ich weiß nicht . . . aber ich sehe mich dekoriert. Warum — das ist ganz egal. Erklär' dir's, wie du willst, ich sehe mich dekoriert. . . . Und ich sehe auch, ganz so, als wenn es schon soweit wäre, die weißen Waden des Schweizers, seine Hellebarde, die kleinen Putzmacherinnen und einen Küchenjungen, wie sie Spalier bilden.

Henriette.

Das ist noch weit bis dahin.

Georges.

Ei, ja doch!

Henriette.

Glücklicherweise! . . . (Erhebt sich.) Nun! Ist's dir recht, wenn ich jetzt meine Visiten mache?

Georges.

Geh nur, liebes Frauchen . . . geh . . . ich werde in der Zeit furcht-

bar arbeiten . . . du bist noch nicht unten, und meine Nase steckt schon in den Akten. . . . Auf Wiedersehen.

Henriette.

Auf Wiedersehen. (Sie küssen sich. Dann geht Henriette durch den Hintergrund rechts hinaus. Georges steckt sich eine Zigarette an, streckt sich in dem Sessel links aus, nachdem er einen Augenblick vor dem Spiegel haltgemacht hat . . . Er trällert eine Melodie, fühlt sich aber noch nicht bequem genug in seinem Sessel, schiebt ihn vom Schreibtisch ab und legt seine Füße darauf. Raucht, brummt vergnügt weiter. Madame Dupont tritt links herein.)

Zweite Szene.

(Georges. Seine Mutter.)

Georges (sich erhebend).

Du — Mama! Nun, was gibt's? Es kam kein Telegramm . . . So erwarteten wir dich erst morgen . . . Henriette will eben ausgehen . . . man kann sie zurückrufen.

Die Mutter.

Nein . . . ich wollte nicht, daß Henriette bei meiner Ankunft hier wäre.

Georges.

Was ist denn? Was gibt's?

(Alles, was nun folgt, bis zum Ende der Szene, wird durch lange Pausen vor jeder Antwort unterbrochen.)

Die Mutter.

Ich habe das Kind und die Amme wieder mitgebracht.

Georges.

Ist die Kleine krank?

Die Mutter.

Ja.

Georges.

Was fehlt ihr?

Die Mutter.

Nichts von Bedeutung . . . im Augenblick wenigstens.

Georges.

Man muß zum Arzt schicken.

Die Mutter.

Ich komme eben von da.

Georges.

Gut. Ich gehe nicht aus. Ich will ihn erwarten.

Die Mutter.

Ich habe ihn gesehen.

Georges.

Du hast das Glück gehabt, ihn anzutreffen?

Die Mutter.
Ich hatte ihm vorher telegraphiert. Dann war ich gleich mit der Kleinen bei ihm.

Georges.
Also war's doch so eilig.

Die Mutter.
Nach dem, was mir der Arzt der Amme gesagt hatte, hatte ich keine Ruhe, bis ich sicher war.

Georges.
Also mit einem Worte, es ist nichts von Bedeutung.

Die Mutter.
Im Augenblick nicht.

Georges.
Als du ankamst, wie fandest du Bebe?

Die Mutter.
Ganz wohl, aber ich ließ sofort den Arzt holen.

Georges.
Was hat er gesagt?

Die Mutter.
Wir müssen die Kleine entwöhnen und ihr die Flasche geben.

Georges.
Was für ein Einfall!

Die Mutter.
Er hat mir erklärt, daß das Übel, woran sie leide, sehr ernst werden könne. Dann habe ich, ohne ihr etwas zu sagen, die Amme bestimmt, mitzukommen, und wir sind gleich abgereist.

Georges.
Nun . . . und was fehlt ihm denn?

Die Mutter (nach einigem Besinnen).
Ich weiß nicht.

Georges.
Hast du ihn nicht gefragt?

Die Mutter.
Doch.

Georges (unruhig werdend).
Nun?

Die Mutter (nach einer Pause).
Er hat mir ausweichend geantwortet.

Georges (ohne Betonung).
Wahrscheinlich weiß er selbst nichts.

Die Mutter (nach einer Pause).
Wahrscheinlich.

(Während alledem, was nun folgt, vermeiden sie, einander gerade anzuschauen.)

Georges.
Aber unser Arzt, er . . . hat dir's gesagt.

Die Mutter.
Bei ihm war ich nicht.

Georges.
Ah! (Eine sehr lange Pause. — Mit tieferer Stimme.) Und warum nicht?

Die Mutter.
Der Arzt der Amme hatte mich so erschreckt . . .

Georges.
Wirklich?

Die Mutter.
Ja . . . es ist eine Krankheit . . . (sie schweigt).

Georges (in Angst).
Nun?

Die Mutter.
Ich habe ihn gefragt, ob der Fall so schwer sei, daß wir uns nicht an unsern gewöhnlichen Arzt halten könnten.

Georges.
Was hat er geantwortet?

Die Mutter.
Es wäre vorzuziehen, einen hervorragenden Spezialisten zu befragen, vorausgesetzt, daß wir dazu die Mittel hätten.

Georges (versucht sich zu fassen).
Und . . . wohin hat er dich geschickt?

Die Mutter (gibt ihm eine Visitenkarte).
Da!

Georges.
Zu dem Arzte hat er dich geschickt?

Die Mutter.
Ja. Kennst du ihn?

Georges.
Nein . . . Ja . . . Ich bin ihm einmal begegnet, glaube ich . . . Ich weiß es nicht mehr. (Ganz leise) O Gott!

Die Mutter (nach einer Pause).
Er will dich sprechen.

Georges (wagt kaum ein Wort zu sagen).
Er ist also beunruhigt?

Die Mutter.
Nein, er will dich sprechen!

Georges.
Er will mich sprechen?

Die Mutter.
Ja.

Georges (gefaßt).
Gut.

Die Mutter.
Als er die Amme sah — ich hatte sie im Salon gelassen — rief er mich in sein Zimmer zurück und sagte: „Gnädige Frau, ich kann unmöglich dieses Kind weiter behandeln, wenn ich nicht heute noch eine Unterredung mit dem Vater habe." — „Gut", sagte ich und gab ihm deine Adresse. Er wird nicht auf sich warten lassen.

Georges (ohne Tränen, zu sich selbst, leise).
Mein armes kleines Mädchen!

Die Mutter (ihn beobachtend).
Ach ja, sehr arm!

Georges (nach langer Pause).
Mama . . .

Die Mutter (die gehört hat, daß die Tür geöffnet wird).
Still! (Ein Diener tritt ein, der zu Madame Dupont einige Worte sagt. Zu Georges.) Er ist da! . . . (Zum Bedienten) Lassen Sie den Herrn eintreten. (Zu Georges) Wenn du mich brauchst, ich bin dort. (Sie geht links hinaus. Der Arzt kommt rechts herein.)

Dritte Szene.

Georges. Der Arzt.

Der Arzt (zum Zimmermädchen).
Also man möge mich hier rufen, wenn das Kind aufgewacht ist, nicht wahr?

Das Zimmermädchen.
Ja, Herr Doktor. (Geht hinaus.)

Georges.
Guten Tag, Herr Doktor . . . Sie erkennen mich nicht?

Der Arzt (ruhig).
Sie? . . . Sie? . . . (mehr entmutigt als zornig) Sie haben sich verheiratet und haben ein Kind . . . und das nach allem, was ich Ihnen gesagt habe . . . (flüsternd) Sie sind ein Schurke.

Georges.
Lassen Sie sich erklären.

Der Arzt.
Nichts! Es gibt keine Erklärungen für das, was Sie getan haben.

Georges (bittend, nach einer Pause).
Sie werden deshalb aber doch mein Töchterchen behandeln, nicht wahr? (Der Arzt zuckt die Schulter.)

Der Arzt (mit leiser Stimme).
Dummkopf.

Georges (der es nicht gehört hat).
Ich konnte nur einen Aufschub von sechs Monaten erreichen.

Der Arzt (ohne Härte).
Genug davon, Herr! Das alles geht mich nichts an. Ich habe selbst unrecht gehabt, Ihnen meine Entrüstung zu zeigen. Ich hätte Ihnen das Urteil selber überlassen sollen. Ich habe mich hier mit nichts anderem abzugeben, als mit der Gegenwart und der Zukunft, mit dem Kinde und der Amme.

Georges.
Sie ist nicht in Gefahr?

Der Arzt.
Die Amme ist in Gefahr angesteckt zu werden.

Georges.
Nein — ich meine mein Kind?

Der Arzt.
Vorläufig sind die Symptome nicht beunruhigend.

Georges.
Danke, Doktor. (Entlastet) Dann sagten Sie betreffs der Amme . . . Ist's Ihnen recht, wenn ich Mama dazu hole, sie weiß besser als ich . . .

Der Arzt.
Wie Sie wollen . . .

Georges (geht zur Tür und kommt erregt zurück).
Eine Bitte noch, Herr Doktor. Sorgen Sie, daß meine Frau, daß niemand etwas von dem erfährt, was geschehen ist . . . Wenn meine arme Frau erführe, daß ich die Ursache davon bin . . . Auch um ihretwillen flehe ich Sie an. Sie — sie ist nicht schuldig.

Der Arzt.
Ich werde mein möglichstes tun, daß sie den wahren Charakter der Krankheit nicht erfährt. Ich verspreche es Ihnen.

Georges.
O, wie ich Ihnen danke . . . wie ich Ihnen danke . . .

Der Arzt.
Sie brauchen nicht zu danken . . . Nur um Ihrer Frau willen, nicht Ihretwegen gebe ich mich dazu her, zu lügen.

Georges.
Und Mama?

Der Arzt.
Ihre Frau Mutter kennt die Wahrheit.

Georges.
Aber . . .

Der Arzt.

Ich bitte Sie, mein Herr . . . Wir haben noch lange genug von sehr ernsten Dingen zu reden. (Georges geht zur Türe und läßt seine Mutter eintreten.)

Vierte Szene.

Die Mutter, der Arzt, Georges.

Frau Dupont begrüßt den Arzt, macht ihm ein Zeichen, in dem Sessel neben dem Kamin Platz zu nehmen und setzt sich selbst auf den Stuhl in der Nähe des kleinen Tisches, Georges setzt sich links, vor den Schreibtisch.

Der Arzt.

Gnädige Frau, ich habe eine Behandlung des Kindes vorgeschrieben, ich hoffe seinen Zustand zu bessern und neue Erscheinungen zu verhüten. Aber meine Pflicht und die Ihrige sind damit noch nicht erfüllt. Wenn es noch Zeit dazu ist, müssen wir die Gesundheit der Amme erhalten.

Die Mutter.

Sagen Sie, bitte, was dazu nötig ist, Herr Doktor.

Der Arzt.

Sie muß das Stillen einstellen.

Die Mutter.

Also müssen wir die Amme wechseln?

Der Arzt.

Das Kind kann nicht mehr an der Brust genährt werden, weder von dieser, noch von einer anderen gesunden Amme.

Die Mutter.

Warum?

Der Arzt.

Weil das Kind seine Krankheit auf die übertragen würde, die es ernährt.

Die Mutter.

Aber Herr Doktor . . . Wenn man jetzt unsrer Kleinen die Flasche gibt, wird sie sterben.

Georges (in Schluchzen ausbrechend).

O mein kleines, armes Kind . . . o Gott! o Gott . . . von mir . . . ich . . . o . . . o!

Der Arzt.

Richtig ernährt, mit sterilisierter Milch . . .

Die Mutter.

Das mag für gesunde Kinder gut sein, aber mit drei Monaten kann man einem armen Bebe, das wie das unsere schwächlich und krank ist, die Brust nicht entziehen. Mehr als irgendein anderes hat dieses Kind die Amme nötig! Ist's nicht so?

Der Arzt.

Wohl — wohl, indes . . .

Die Mutter.

Wenn ich zwischen dem Leben des Kindes und der Gesundheit einer Amme zu wählen habe, bin ich entschlossen.

Georges (schluchzend).

Oh — oh — oh!

Der Arzt.

Verehrte Frau, Ihre Liebe zu diesem Kinde ließ Sie eben eine Roheit sagen. Es gibt hier keine Wahl für Sie. Ich widersetze mich der Ernährung durch die Amme. Die Gesundheit dieser Frau gehört Ihnen nicht.

Die Mutter.

Ebensowenig Ihnen das Leben unsres Kindes. Was? Wenn es ein Mittel gibt, es zu retten, so ist's das, ihm mehr Sorgfalt zuzuwenden als irgendeinem andern. Und da wollen Sie, daß ich das Kind auf eine Art ernähre, die Sie, die Ärzte, sogar für die kräftigen Kinder verwerfen. Sie glauben wohl, ich lasse mir das so ohne weiteres nehmen. Das Kind wird die Milch bekommen, die es braucht, verlassen Sie sich darauf! Mein kleines Dingelchen. Es gibt etwas, und nur das, was man zu seiner Rettung tun kann, und das sollte ich nicht tun! Ich wäre ja eine Verbrecherin! Die Amme! die Amme! . . . Wir werden unsere Pflicht zu tun wissen . . . man wird sie versorgen, man wird sie schadlos halten, aber vor allem unser Kind! . . . Nein, Herr Doktor, nein . . . Alles, was man zur Rettung unseres Bebe tun kann, werde ich tun, mag's kosten, was es will . . . Verlangen Sie nicht von mir, es zu opfern . . . aber . . . aber . . . tun, was Sie sagen . . . Sie denken wohl nicht daran! . . . das wäre ja Mord. (Weint) O, du armer kleiner Engel, du mein kleiner Abgott! (Georges hat nicht aufgehört zu schluchzen, während seine Mutter sprach. Bei den letzten Worten wird sein Schluchzen fast zum Schreien. Er stampft mit dem Fuße, er reißt sich die Haare, er leidet wie an einem furchtbaren physischen Schmerz.)

Georges.

Oh! oh! oh! Mein Kindchen! mein Kindchen! Oh! oh! oh! (leise) Schurke! Elender, . . . der ich bin; ein Verbrecher bin ich.

Der Arzt.

Sie müssen zur Ruhe kommen, gnädige Frau. Sie müssen sich beruhigen . . . Mit Schluchzen und Weinen wird nichts gebessert . . . Sie müssen mit kaltem Blute der Sache ins Auge sehen.

Die Mutter.

Sie haben recht, Herr Doktor. Verzeihen Sie, aber wenn Sie wüßten, was dieses Kind für mich ist . . . Ich habe eins in diesem Alter verloren . . . Ich bin alt . . . Witwe . . . Großmutter zu werden — das zu erleben hoffte ich nicht mehr . . . Sie haben recht . . .

Beruhige dich, Georges ... Es wäre eine schlechte Liebe, könnten wir nur weinen und jammern ... Herr Doktor, wir wollen ernst und verständig darüber reden ... aber ich erkläre Ihnen, daß Sie mich nie dazu bringen werden, das Kind anders als aufs allerbeste zu behandeln. Ich will für die Kleine keine Flasche, bei der es zugrunde ginge.

Der Arzt.

Nicht das erstemal befinde ich mich in solcher Lage, verehrte Frau. Und so sage ich Ihnen denn, immer noch, Sie verstehen, immer noch haben die Eltern es bitter bereut, wenn Sie meinem Rate nicht gefolgt sind.

Die Mutter.

Was sollte ich denn da bereuen?

Der Arzt.

Sie wissen nicht, wessen eine Amme fähig ist. Sie haben keine Ahnung davon, was Rachsucht, die übrigens hier ja gerechtfertigt wäre, verbunden mit Bauerngier, Habsucht, Boshaftigkeit solchen Leuten eingeben kann ... Für die ist der Bourgeois stets eine Art Feind, und zu blutgierigen Wilden werden sie, können sie einmal ihre Inferiorität an ihm rächen.

Die Mutter.

Oh! Was könnte sie wohl tun?

Der Arzt.

Was sie tun kann? ... Sie kann Ihnen einen Prozeß anhängen.

Die Mutter.

Auf diese Idee zu kommen, ist sie viel zu dumm.

Der Arzt.

Andere werden sie ihr schon beibringen.

Die Mutter.

Und zu arm, um auch nur die ersten Kosten aufzubringen.

Der Arzt.

Wollen Sie denn von ihrer Dummheit und Armut profitieren? Übrigens könnte sie im Armenrechte klagen.

Die Mutter.

Das hat man doch noch nie erlebt.

Der Arzt.

Glauben Sie? Ich für meine Person kenne etwa zehn solcher Prozesse, und stets, wenn die Sache klar lag, wurden die Eltern verurteilt.

Die Mutter.

Sie müssen sich täuschen, Herr Doktor; in unserem Falle wenigstens nicht. Nicht, wenn sich's darum handelt, das Leben eines armen unschuldigen Kindes zu retten.

Der Arzt.

Mehrere ganz gleiche Fälle sind vorgekommen . . . Ich könnte Ihnen die Einzelheiten der Urteilssprüche angeben.

Georges (erhebt sich).

Ich habe da den Dalloz, das Repertorium. (Er nimmt ein Buch herab und bringt es dem Arzt.)

Die Mutter.

Das ist unnötig . . .

Der Arzt (zu Georges).

Sie können sich überzeugen. Ein- oder zweimal wurden die Eltern verurteilt, der Amme eine Lebensrente, und die andern Male, ihr eine Entschädigung zwischen drei- und achttausend Francs zu bezahlen.

Die Mutter.

Oh! Wenn's zum Prozeß käme, würden wir den besten Anwalt nehmen. Wir können uns den allerersten aussuchen und bezahlen, und er würde zweifellos vor Gericht die Frage stellen, wer von den beiden den andern angesteckt hat? Das Kind die Amme, oder die Amme das Kind?

Der Arzt.

Sie scheinen nicht zu bemerken, daß das eine Ungeheuerlichkeit wäre.

Die Mutter.

Oh! Ich würde es ja nicht sagen. Allein der Advokat, er . . . das ist doch sein Geschäft . . . kurz, so oder so, wir würden unsern Prozeß gewinnen.

Der Arzt.

Und haben Sie auch den Skandal bedacht, der daraus erfolgen würde?

Georges (der seinen Dalloz durchblätterte).

Hier ist das Urteil, von dem der Doktor sprach . . . sechstausend Francs . . . (Er bringt das Buch herbei.)

Der Arzt.

Lassen Sie es Ihre Mutter lesen . . . Übrigens, da Sie doch die Sammlung gerichtlicher Urteile zur Hand haben, geben Sie mir doch einmal den vorhergehenden Band.

Georges (eilig).

Ja, Doktor, im Augenblick.

Der Arzt.

Nun, verehrte Frau, haben Sie den Skandal bedacht, den es in der Öffentlichkeit geben würde?

Georges (kommt zurück).

Herr . . . erlauben Sie mir, Sie in einem Punkte zu belehren . . . Bei Urteilssprüchen dieser Art werden die Namen nicht genannt.

Der Arzt.
Man nennt sie in der Verhandlung.

Georges.
Das ist richtig.

Der Arzt.
Und sind Sie so sicher, daß sich keine Zeitung finden würde, die das Urteil veröffentlichte . . .

Die Mutter.
Diese schmutzigen Zeitungen mischen sich in alles.

Der Arzt.
Also Sie sehen den Skandal? Welche Schande für Sie würde das sein?

Georges.
Mama, der Doktor hat recht.

Der Arzt.
Welche Katastrophe!

Georges.
Obendrein für einen Notar! (Er kehrt zurück, den verlangten Band zu holen.)

Die Mutter.
Wir werden sie verhindern zu klagen. Wir geben ihr, was sie verlangt.

Der Arzt.
Dann liefern Sie sich mit gebundenen Händen den Gefahren einer Erpressung aus. Ich kenne eine Familie, die zwölf Jahre lang so geschröpft worden ist.

Georges.
Erlauben Sie, Herr Doktor . . . Man könnte sie einen Revers unterschreiben lassen.

Der Arzt.
Darüber, daß sie ganz und gar entlohnt worden sei?

Georges.
Es wäre das gleiche . . . Hier ist der Band.

Die Mutter.
Und sie würde noch sehr zufrieden sein, in ihr Dorf zurückkehren zu können mit einer tüchtigen Ersparnis, die ihr erlauben würde, ein Häuschen und ein Stückchen Land zu kaufen. In der Gegend da braucht's nicht so viel zum Leben. (Die Amme tritt ein.)

Die Amme.
Herr Doktor, die Kleine ist wach . . .

Der Arzt.
Ich werde zu ihr gehen. (Zu Madame Dupont.) Wir werden gleich weiter darüber sprechen.

Die Mutter.
Selbstverständlich . . . Haben Sie die Amme nötig, Doktor?

Der Arzt.
Nein, gnädige Frau!

Die Mutter (zur Amme).
Bleiben Sie hier . . . warten Sie einen Augenblick . . . ich habe mit Ihnen zu sprechen. (Der Doktor geht hinaus.)

Fünfte Szene.

Georges. Die Mutter. Die Amme.

Die Mutter (leise zu ihrem Sohn).
Ich weiß jetzt ein Mittel, alles zu ordnen. Wenn wir sie aufklären, und wenn sie annimmt, hat der Doktor nichts mehr zu sagen. Nicht wahr?

Georges.
Offenbar nicht.

Die Mutter.
Ich will ihr 2000 Francs bei ihrer Abreise versprechen, wenn sie einwilligt, weiter zu stillen.

Georges.
2000 Francs? Ist das genug?

Die Mutter.
Wir werden sehen. Zögert sie, gehe ich weiter. Laß mich nur machen.

Georges.
Es ist recht.

Die Mutter (zur Amme).
Sie wissen, daß das Kind etwas krank ist.

Die Amme.
Nicht doch, Madame.

Die Mutter.
Doch.

Die Amme.
Aber Madame, ich hab' so gut für sie gesorgt, es immer so sauber gehalten.

Die Mutter.
Dagegen sage ich nichts. Aber es ist krank, die Ärzte sagen es.

Die Amme.
Oho! das ist die reine Bosheit . . . Wenn die Döktersch nicht immer was finden, sagt man, sie verständen ihre Sach' nicht.

Die Mutter.

Unser Arzt ist ein bedeutender Arzt. Sie haben ja selbst gesehen, daß das Kind kleine Bläschen hat.

Die Amme.

Ach das, Madame, das sind Hitzpöckchen, das ist Schärfe im Blut. Das geht wieder fort ... Darum brauchen Sie sich nicht zu quälen ... Ich sage Ihnen selber, das ist nur Schärfe im Blut ... Dafür kann ich nichts ... Ich sage Ihnen, es hat sicher an nichts gefehlt, ich hab' es immer sehr proper gehalten ...

Die Mutter.

Ihnen macht man ja keinen Vorwurf ...

Die Amme.

Was wirft man mir denn vor ... Was wirft man mir denn vor ... Ach, was für ein Unglück! Sie ist allerliebst, die Kleine, ein bißchen abgemagert ... ja ... sie ist eben ein Stadtkindchen ... aber sie ist gesund, darauf können Sie sich verlassen.

Die Mutter.

Nein, sage ich Ihnen ... Sie ist verschnupft, sie hat hinten im Hälschen Wehweh ...

Die Amme.

Aber das hat sicher der Doktor getan; der hat sie mit dem Löffel gekratzt, den er ihr mit dem verkehrten Ende in den Mund gesteckt hat ... Verschnupft, ja, das ist ja wahr ... aber ich könnt' nicht einmal sagen, wann sie sich erkältet haben soll ... ich verstehe das nicht, ganz und gar nicht, noch weniger als gar nicht. Ich halte sie immer warm zugedeckt: sie hat drei Einschläge ... Es müßte dann grad sein, als Sie das vorletztemal da waren, da haben Sie die ganze Zeit die Fenster im Hause offen gehalten.

Die Mutter.

Nein, noch einmal sag' ich's Ihnen: wir machen Ihnen keine Vorwürfe.

Die Amme.

Ja ... Ich weiß, was das bedeuten soll ... Und wenn man auch vom Lande ist.

Die Mutter.

Wie? Was bilden Sie sich nun wieder ein?

Die Amme.

Es ist gut ... Und wenn man auch vom Lande ist —

Die Mutter.

Ich sage Ihnen noch einmal, daß man Ihnen nichts vorwirft.

Die Amme (ihrem Gedankengange folgend).

Wenn ich mich darauf gefaßt gemacht hätte ... (Sie trocknet sich die Augen.)

Die Mutter.
Man wirft doch Ihnen nichts vor. Wir wollen Sie nur darauf aufmerksam machen, daß Sie die Krankheit des Kindes bekommen können.

Die Amme (trotzig).
Den Schnupfen . . . Dat wär doch et irschtemol net. Dann schnäuzt mer sich!

Die Mutter.
Vielleicht sogar den Ausschlag.

Die Amme (spöttisch).
Oh! oh! oh! . . . Ach, Sie sin doch en ärm Frau; wir sind doch kein' Leut' aus der Stadt; mir haben doch kein' so empfindliche Haut . . . Wat soll dat dann? Bläscher? Die tun uns doch nix, so arme Leut, wie wir sind? Wir han doch kein so'en weiße Haut wie die Stadtdame. Sie seh'n et ja, mir sind doch die meiste Zeit im Feld, bei Sonn' und Regen, und da hätte mer viel zu tun, wollte mir uns da immer erst mit Lippepomade einstreiche . . . Ich sage dat gewiß nit, um die Madame zu beleidigen . . . Aber wenn Sie nach einem Vorwand suche, müssen Se sich schon 'nen besseren aussuchen.

Die Mutter.
Was für ein Vorwand nun wieder? Was meinen Sie damit?

Die Amme.
Et is gut so.

Die Mutter.
So sprechen Sie doch.

Die Amme.
Wenn man auch vom Land ist.

Die Mutter.
Ich verstehe Sie nicht . . . ich verstehe Sie wirklich nicht.

Die Amme.
Aber ich verstehe et sehr gut . . . ich schon . . .

Die Mutter.
Ei, so sprechen Sie doch.

Die Amme.
Ich will nix mehr sagen, nix mehr.

Die Mutter.
Doch. Sie müssen. Ich will es.

Die Amme.
Nu dann . . .

Die Mutter.
Nun . . .

Die Amme.
Nu dann, meinetwegen. Wenn man auch vom Land ist, deshalb

ist mer doch nit zu dumm dafür . . . Ich hab' et doch gleich gemerkt, warum man mich chikeniere will. Der Herr hat sicher gebrummt, weil Sie mir dreißig Francs mehr versprochen haben, wenn ich wieder mit in die Stadt käm' . . . (Sie geht auf Georges zu.) Aber ist dat denn nich ganz natürlich, Herr? Meinen Kleinen muß ich jetzt unterbringen, und mein armer Mann kaut währenddem auch am Hungertuch. Mir sind doch bloß arme Bureleut.

Georges.

Sie irren sich . . . Nichts von alledem trifft zu. Mama hat recht gehabt. Und ich bin so weit entfernt davon, ihr etwas vorzuwerfen, daß ich ganz im Gegenteil finde, sie hat Ihnen noch nicht genug versprochen. Ich will Ihnen noch einen ganz andern Vorschlag machen. Wenn Sie heimreisen und Bebe erst so weit ist, daß man sie abgewöhnen kann, wollen wir Ihnen zum Dank . . .

Die Mutter (dreht die Amme zu sich zurück.)

Wir wollen Ihnen noch mehr als Ihren Lohn geben, verstehen Sie, mehr als den bloßen Lohn. Wir wollen Ihnen fünfhundert Francs geben . . . vielleicht auch tausend . . . wenn erst das Kind wieder ganz gesund ist, wohlverstanden.

Die Amme (bestürzt).

Sie wollen mir fünfhundert Francs geben . . . mir . . . für mich . . . (Sucht zu begreifen.) Aber soviel — soviel ist ja gar nicht ausgemacht . . . Dazu sind sie doch nicht verpflichtet . . .

Die Mutter.

Nein, verpflichtet nicht.

Die Amme (zu sich selber).

Das ist doch nicht natürlich, denn . . .

Die Mutter.

Doch es ist's, weil Bebe eine größere Sorgfalt braucht . . . Sie werden ein bißchen mehr Mühe haben . . . Sie müssen Arznei beibringen . . . Ihre Aufgabe ist etwas umständlicher, ein bißchen schwieriger.

Die Amme.

Ja . . . dann . . . Sie wollen also sicher sein, daß ich sie gut versorg' . . . Sie sagen sich: „So hat die Amme ihren eigenen Nutzen davon" . . . Ich verstehe dat . . .

Die Mutter.

Also sind Sie einverstanden damit?

Die Amme.

Gewiß, Madame . . .

Die Mutter.

Und Sie wollen uns später keine Vorwürfe machen . . . wir sind ganz einverstanden miteinander . . . wir haben Sie darauf aufmerksam gemacht, daß das Kind krank ist und daß Sie auch dadurch krank

werden können. Deshalb und weil Sie mehr Mühe haben werden, verspreche ich Ihnen fünfhundert Francs bei Beendigung des Stillens. Ist's so recht . . .

Die Amme.

Mein' gut' Frau, Sie haben doch von tausend geredt . . .

Die Mutter.

Gut, tausend Francs . . . gilt's? . . .

Georges (geht hinter den beiden Frauen nach rechts und zieht seine Mutter ein wenig beiseite).

Es ist schade, daß man sie das alles nicht kann unterschreiben lassen . . .

Die Mutter (zur Amme).

Damit es betreffs der Summe zu keinem Mißverständnis kommt . . . Sie sehen ja . . . gerade eben . . . ich vergaß es schon, daß ich von tausend gesprochen hatte — werden wir eine kleine Schrift aufsetzen . . . und Sie, Ihrerseits, schreiben uns auch eine . . .

Die Amme.

So ist's, genau so, wie wenn man eine Pacht antritt. (Der Arzt tritt ein.)

Die Mutter.

Ah, der Herr Doktor . . . (zur Amme) Gehen Sie . . . Es bleibt dabei . . .

Die Amme (im Hinausgehen wendet sie sich links, am Schreibtisch vorbei, geht zwischen Schreibtisch und Fenster durch, um im Hintergrunde abzugehen).

Ja, Madame . . . (zu sich selbst) Da ist nicht alles richtig . . . Tausend Francs . . . Also doch . . . sie hat also eine böse Krankheit . . . sie ist doch bös krank? (Sie geht ab.)

Sechste Szene.

Georges. Die Mutter. Der Arzt.

Der Arzt.

Der Zustand ist immer der gleiche, keineswegs beunruhigend. (Er setzt sich in Georges' Sessel, als wolle er ein Rezept schreiben).

Die Mutter.

Herr Doktor, Sie können nun alle Ihre Bemühungen ohne Skrupel dem Kinde und der Amme zuwenden. In Ihrer Abwesenheit haben wir gut vorgesorgt. Die Amme ist von der Lage in Kenntnis gesetzt und sie nimmt an. Auch haben wir schon die Summe der Entschädigung, im Einverständnis mit ihr, festgesetzt.

Der Arzt.

Gnädige Frau, die Krankheit, die die Amme sich fast unfehlbar zuzieht, wenn sie das Kind weiter stillt, ist in ihren möglichen Folgen,

die weiterhin bis zum Siechtum, ja zum Tode führen können, zu schwer, als daß irgendeine Entschädigung, und wäre sie noch so groß, den Schaden bezahlen könnte, den Sie verursachen.

Die Mutter.

Aber sie nimmt's an.

Der Arzt.

Nicht nur dieser Frau wird es, ist sie erst der Verseuchung anheimgefallen, fürderhin unmöglich sein, ohne Gefahr für ihre künftigen Schützlinge ihren Beruf auszuüben, sondern, ich wiederhole es nochmals, sie wird mit einem Makel behaftet, der möglicherweise gering ist, der aber auch trotz all unsrer Hilfsmittel ihr ein Dasein bereiten kann, das beständig von Krankheiten bedroht ist, Krankheiten, die recht tragisch enden können.

Die Mutter.

Aber noch einmal, Herr Doktor, wenn sie doch annimmt! Sie ist doch ihr eigener Herr, sie hat doch das Recht . . .

Der Arzt.

Ich bin nicht sicher, daß sie das Recht hat, ihre Gesundheit zu verkaufen; aber was ich ganz sicher weiß, ist das, daß sie nicht das Recht hat, die Gesundheit ihres Mannes und ihrer Kinder zu verkaufen. Sie wird die Krankheit fast sicher auf ihren Mann und auf die Kinder, die sie jetzt hat, übertragen, und Gesundheit und Leben derer, die sie noch bekäme, aufs schwerste schädigen. Alles das kann sie nicht verkaufen . . . Sie sehen wohl ein, verehrte Frau, daß ein derartiger Handel unmöglich ist. Wenn das Unglück noch nicht geschehen ist, so müssen wir alles daran setzen, es zu verhüten.

Die Mutter.

Sie sagen: „Wenn das Unglück noch nicht geschehen ist." Wissen Sie das noch nicht sicher?

Der Arzt.

Nein. Zwischen dem Moment, wo die Krankheit erworben wird, und dem Erscheinen des ersten Zeichens derselben verlaufen fünf bis sechs Wochen.

Die Mutter.

Sie beschäftigen sich ausschließlich mit der Amme . . . an unser armes Kind denken Sie gar nicht. Wir aber, wir sehen nur unser Kind . . . wir können es doch nicht sterben lassen.

Georges.

Nein — nein, Doktor, es geht nicht.

Der Arzt.

Aber Sie können doch diese Frau nicht in Gefahr bringen.

Die Mutter.

Herr Doktor, sie vertreten nicht unser Interesse.

Der Arzt.

Ich vertrete die Interessen des Schwächeren.

Die Mutter.

Wenn wir unsern Hausarzt gerufen hätten, der uns kennt, so hätte er unsere Partei ergriffen. Das hätte er.

Der Arzt.

Möglich, gnädige Frau. (Sich erhebend.) Aber noch ist es ja Zeit, ihn zu rufen.

Georges.

Mama! Doktor, ich bitte Sie.

Die Mutter (bittend).

Verlassen Sie uns nicht, Herr Doktor. Sie müssen entschuldigen . . . Wenn Sie wüßten, was dieses Kind mir ist! . . . Ich sage Ihnen: Fast scheint es mir, ich hätte nur darauf gewartet, daß es komme, um es dann sterben zu sehen . . . Haben Sie Mitleid mit uns, haben Sie Mitleid mit ihm . . . Sie sprechen von dem Schwächeren . . . Ist nicht unsre Kleine die Schwächere, die Allerschwächste? Sie haben sie gesehen! Sie haben diesen armen kleinen Körper gesehen, dieses kleine Häufchen Elend. Flößt sie Ihnen denn kein Erbarmen ein . . . ich bitte, ich bitte darum . . .

Georges.

Ich flehe sie an, Doktor!

Der Arzt.

Aber ja! Ich habe Mitleid mit ihr! Ja, ich möchte sie retten können, und werde alles dazu tun, aber verlangen Sie nicht von mir, daß ich einem jämmerlichen Kinde, dessen Leben ungewiß und wahrscheinlich unglücklich sein wird, die Gesundheit einer jungen, gesunden und starken Frau opfern soll. Nein! Mit Wissen und Willen hänge ich diese Krankheit der Frau nicht an; ich vergifte ihr Leben nicht und nicht das Leben ihres Mannes; ich gefährde nicht das Leben ihrer Kinder; ich werde sie, die in voller Jugendkraft steht, nicht mit fast sicherer Unfruchtbarkeit schlagen . . .

Die Mutter (mit heller Stimme).

Oh! wegen eines kleinen Bauern! — deren gibt's doch noch genug.

Der Arzt.

Sie sagten, gnädige Frau?

Die Mutter (ebenso).

Ich sage: wenn diese Kleinen nicht geboren werden, so gibt es nur ein paar Unglückliche weniger.

Der Arzt.

Es ist unnütz, diese Unterhaltung weiter fortzusetzen.

Die Mutter (aufgeregt).

Wohlan denn, ich werde Ihrem Ratschlage nicht folgen, ich will auf Sie nicht weiter hören . . .

Der Arzt.

Hier ist schon einer, der es beklagt, auf mich nicht gehört zu haben.

Georges.

Ja, zu meinem Unheil! Zum Unheil von uns allen!

Die Mutter (immer aufgeregter).

Und wenn es ein Fehler ist, — und wenn es ein Verbrechen ist . . . wenn ich dafür alle Gewissensbisse in diesem Leben und alle Qualen in einem andern erleiden soll . . . wohlan, ich nehme es an. Auf mich, auf mich allein falle die ganze Verantwortung. Sie ist schrecklich schwer, ich weiß es . . . Aber ich nehme es auf mich trotzdem . . . Ich bin, Herr Doktor, durch und durch Christin, und ich glaube an die ewigen Strafen . . . Gilt's aber die Rettung meines Enkelchens, so mag ich auf ewig zugrunde gehn. Ja! ich bin dazu entschlossen! . . . Ich werde alles tun, dies Leben zu retten: Gott mag über mich richten . . . und wenn er mich verdammt, um so schlimmer für mich!

Der Arzt.

Ich werde Sie vor dieser Verantwortlichkeit bewahren, denn ich müßte sie mittragen. Und das tue ich nicht.

Die Mutter.

Was werden Sie tun?

Der Arzt.

Ich werde die Amme aufklären. Ich werde sie genau und vollkommen unterrichten, was Sie sicher nicht getan haben.

Die Mutter.

Was — Sie! Sie — der Arzt! In eine Familie gerufen, die Ihnen ihr ganzes Vertrauen schenkt, die Ihnen ihre schrecklichen Geheimnisse und ihr grausamstes Elend ausliefert, da wollen Sie den Verräter spielen . . .

Der Arzt.

Wenn's ein Verrat ist, so befiehlt ihn mir das Gesetz . . .

Die Mutter.

Ich meine, das Gesetz verpflichtet Sie zur Wahrung des Geheimnisses . . .

Der Arzt (der seit einigen Augenblicken den Dalloz durchblätterte).

In diesem Falle nicht. Hier ist auch das Urteil, von dem ich dachte, daß ich es Ihnen vorlesen müßte. Es ist vom Oberlandesgericht gefällt: (Er liest) „Der Arzt, der wissentlich eine Amme in Unwissenheit über die Gefahren läßt, denen sie sich durch das Stillen eines mit angeborener Syphilis behafteten Kindes aussetzt, kann für den Schaden verantwortlich erklärt werden, den sein Verschweigen verursacht hat." — Sie sehen wohl, gnädige Frau, daß alles Ihnen entgegensteht: das Gewissen und das Gesetz . . . Und selbst wenn das Gesetz stumm wäre, ich würde nicht zugeben, daß sich eine anständige

Familie soweit vergißt, ein Verbrechen zu begehen. Ich gehe; oder Sie stellen die Ernährung durch die Amme ein oder ich spreche.

Die Mutter.

Auch noch Drohungen — Drohungen von Ihnen! . . . Sie mißbrauchen die Macht, die Ihnen Ihr Wissen gibt . . . Sie wissen, daß wir Sie an dieser Wiege haben wollen, daß wir an Sie glauben . . . und Sie drohen uns zu verlassen . . . Gehen Sie, so stirbt das Kind wahrscheinlich. Höre ich Sie an, folgen wir Ihnen, so stirbt es auch . . . (In höchster Erregung.) Also es gibt kein Mittel . . . Ach, mein Gott, warum ist es nicht möglich, daß ich mich opfere! . . . Ich möchte mich hingeben können . . . ich wollte, man könnte meinen alten Plunder, dieses welke Fleisch, diese alten Knochen nehmen, und ich wäre noch zu etwas gut. Oh! . . . wie recht wäre es mir, wenn diese scheußliche Krankheit über mich käme, wie wollte ich mich ihr anbieten . . . mit welcher Freude, mit welcher Wonne! . . . und wäre sie noch so abscheulich, noch so entsetzlich, noch so schauderhaft! . . . ja, wie wollte ich sie ohne Angst, ohne Bedauern hinnehmen, wenn meine armen alten leeren Brüste diesem Kinde noch die Milch geben könnten, die ihm das Leben erhielte! (Georges hat sich in die Arme seiner Mutter geworfen. Ihre Worte hat er mit seinem Schluchzen und Schreien begleitet.)

Georges.

Mama! Mama! Beruhige dich, — komm zu dir, Mama! (Sie weinen alle beide.)

Der Arzt (bewegt).

Oh, die armen Leute!

Die Mutter (resigniert, setzt sich auf den Stuhl, auf dem Henriette zu Anfang des Aktes saß).

Nun denn, sagen Sie uns, was geschehen muß, Herr Doktor.

Der Arzt.

Mit dem Stillen aufhören und die Amme als Wärterin hier behalten, damit sie die Krankheit nicht verschleppen kann. Und nun: Machen Sie sich, bitte, keine übertriebenen Vorstellungen von den Gefahren, die daraus für das Kind erwachsen könnten. Ich bin außerordentlich bewegt von ihrem Schmerz, und ich werde, darauf können Sie rechnen, alles tun, damit Ihr Kindchen so schnell als möglich ganz gesund wird. Ich hoffe, es soll uns damit glücken, und zwar bald. Bis morgen denn!

Georges und die Mutter.

Danke, Doktor, danke! (Die Mutter bleibt sitzen. Georges begleitet den Arzt, der ihm die Hand schüttelt.)

Siebente Szene.

Georges. Die Mutter.

Georges geht zu seiner Mutter und will sie umarmen.

Georges.
Mama!

Die Mutter (stößt ihn energisch, aber ohne Härte zurück).
Laß mich!

Georges (der zurückgetreten ist).
Sind wir nicht schon unglücklich genug? Müssen wir uns auch noch hassen?

Die Mutter.
Gott straft dich für deine Ausschweifung, indem er dein Kind trifft.

Georges (zuckt die Schultern, schmerzlich).
Du glaubst es . . . Es gibt keinen Menschen, der boshaft und ungerecht genug wäre, die Handlung zu begehen, die du deinem Gott zuschreibst!

Die Mutter.
Ja, ich weiß wohl, du glaubst an nichts.

Georges.
Nicht an diesen Gott da! (Die Amme kommt, nachdem sie links bald nach dem Abgang des Doktors eingetreten ist.)

Achte Szene.

Dieselben. Die Amme.

Die Amme.
Madame, ich hab's überlegt: ich will doch lieber gleich wieder heim und nur die fünfhundert Francs.

Die Mutter.
Was sagen Sie? Sie wollen wieder nach Hause, in Ihr Dorf?

Die Amme.
Ja, Madame.

Georges.
Aber vor zehn Minuten dachten Sie gar nicht daran?

Die Mutter.
Was ist denn in der kurzen Zeit passiert?

Die Amme.
Ich hab mir's überlegt.

Die Mutter.
Was denn?

Die Amme.
Nu, ich han Heimweh nach meinem Kleinen und meinem Mann.

Georges.
Seit zehn Minuten? . . . da steckt etwas anderes dahinter.

Die Mutter.
Offenbar gibt's da etwas anders.

Die Amme.
Nein, Madame.

Die Mutter.
Doch!

Die Amme.
Nu . . . ich hab' Angst, die Stadtluft sei nicht gut für mich.

Die Mutter.
Da machen Sie doch erst die Probe.

Die Amme.
Ich will lieber gleich nach Haus.

Die Mutter.
Aber warum denn? So sprechen Sie doch einmal.

Die Amme.
Ich sag's ja. Ich hab mir's überlegt.

Die Mutter.
Was?

Die Amme.
Ich hab mir's überlegt.

Die Mutter.
Oh, was haben Sie für einen harten Kopf . . . Ich hab mir's überlegt . . . ich hab mir's überlegt . . . Was, frage ich Sie.

Die Amme.
Nu — alles.

Die Mutter.
Sie können uns nicht sagen was?

Die Amme.
Ich sag's ja . . . alles!

Die Mutter.
Wissen Sie was, Sie sind einfältig.

Georges (vor seine Mutter tretend).
Laß mich mit ihr sprechen!

Die Amme.
Ich weiß ja, wir sind nur Bauernleut!

Georges.
Hören Sie zu . . . Eben noch hatten Sie Angst, man möchte Sie fortschicken. Sie waren zufrieden mit dem Lohn, den meine Mutter mit Ihnen ausgemacht hatte. Über diesen Lohn hinaus haben wir Ihnen,

falls Sie hierbleiben, noch eine große Summe versprochen . . . Nun sagen Sie auf einmal, Sie wollen abreisen . . . und das . . . ganz plötzlich . . . das muß doch einen Grund haben . . . Wir wollen sehen, was das für einen Grund hat . . . Hat man Ihnen etwas getan?

Die Amme.
Nein, Herr.

Georges.
Nun?

Die Amme.
Ich hab mir's überlegt.

Georges (ungeduldig werdend).
Aber, so sagen Sie doch nicht immer dasselbe! Ich hab mir's überlegt . . . das heißt doch nichts . . . (Sanft.) Sagen Sie mir einmal ehrlich, warum Sie fort wollen . . . (Stillschweigen) He?

Die Amme.
Ich sagte Ihnen . . .

Georges.
Es ist, als ob man zu einem Holzklotz spräche.

Die Mutter (ein wenig näher heraustretend).
Zunächst haben Sie gar nicht das Recht fortzugehen.

Die Amme.
Ich will fort . . .

Die Mutter.
Ich lasse Sie nicht fort . . .

Georges.
Ach, laß sie doch abreisen . . . nach alledem . . . Wir können sie doch nicht festbinden . . . (Zur Amme.) Wohlan, wenn Sie abreisen wollen, so reisen Sie. Indes habe ich wohl das Recht, Ihnen zu sagen, daß Sie genau so dumm sind wie Ihr Vieh.

Die Amme.
Ich sage ja nicht nein.

Georges.
Den angefangenen Monat bezahle ich Ihnen nicht . . . und Ihre Eisenbahnfahrt können Sie auch selbst bezahlen.

Die Amme.
Das wollen wir einmal sehen.

Georges.
Ja, das werden Sie sehn. Sofort werden Sie es sehn. Gehen Sie, ich halte Sie nicht. Guten Abend.

Die Mutter.
Reg' dich nicht auf, Georges! (Zur Amme.) Das ist nicht Ihr Ernst. Antworten Sie!

Die Amme.
Ich will lieber gleich nach Hause und nur meine fünfhundert Francs haben.

Georges.
Was?

Die Mutter.
Was faseln Sie nun wieder?

Georges.
Fünfhundert Francs?

Die Mutter.
Was für fünfhundert Francs?

Die Amme.
Die Sie mir versprochen haben, verstanden.

Georges.
Wir haben Ihnen fünfhundert Francs versprochen? Wir?

Die Amme.
Ja.

Die Mutter.
Wenn das Kind entwöhnt sei und wenn wir mit Ihnen zufrieden wären, ja!

Die Amme.
Nein, Sie haben gesagt, ich bekäm sie bei meiner Abreise. Nun reise ich ab, also muß ich sie bekommen.

Die Mutter.
Vor allem tun Sie mir den Gefallen und reden Sie in einem andern Ton mit mir, verstehen Sie.

Die Amme.
Sie brauchen mir nur mein Geld zu geben, ich sage dann nichts mehr.

Georges.
Ah! So ist's recht! Wohlan denn, ich setze Sie vor die Tür, dann sind wir im Augenblick fertig.

Die Mutter.
Wahrhaftig!

Georges.
Gehen Sie hinaus!

Die Amme.
Geben Sie mir meine fünfhundert Francs.

Georges (ihr mit der rechten Hand die Tür weisend).
Machen Sie, daß Sie fortkommen, verstehen Sie, aber augenblicklich!

Die Amme.
Sagen Sie einmal, Sie . . . Sie könnten etwas höflicher mit mir sprechen. He?

Georges.

Wollen Sie machen, daß Sie hinauskommen! . . . Oder soll ich einen Schutzmann holen lassen?

Die Amme.

Schutzmann? . . . Warum denn? . . . Was soll der?

Georges.

Sie hinauswerfen, Sie . . .

Die Amme.

Sie . . . Sie . . . was denn? . . . Wenn man auch vom Lande ist, ist man ebensoviel wert wie Sie, wenn man auch dumm ist . . .

Die Mutter.

Ja, Sie sind dumm . . . strohdumm . . . aber Sie sind nicht bloß das . . .

Die Amme.

Wenn man auch dumm ist, so ist man doch noch lange nicht . . .

Die Mutter.

Sie haben ein Herz von Stein . . . Sie sind ein schlechtes Weib.

Georges.

Sie betragen sich wie eine Diebin.

Die Amme.

Diebin . . . ich . . . wieso denn?

Georges.

Weil Sie Geld fordern, was Ihnen nicht zukommt . . .

Die Mutter.

Weil Sie das arme Kleine im Stich lassen . . . Sie sind ein niederträchtiges Weib.

Georges.

Und ich werde Sie hinauswerfen! (Er nimmt sie am Arm.)

Die Amme.

Ah! So ist's recht! . . . Sie wollen also, daß ich Ihnen sage, warum ich gehe?

Georges.

Ja, sagen Sie es doch!

Die Mutter.

Sagen Sie es doch! (Henriette ist während des lauten Streites eingetreten, ohne daß sie jemand bemerkt.)

Die Amme.

Nun denn, ich geh' fort, weil ich nicht Lust habe, mir hier eine schmutzige Krankheit zu holen.

Die Mutter.

Wollen Sie schweigen!

Georges.

Wollen Sie still sein!

Die Amme.

O, Sie brauchen keine Angst zu haben, daß man es hört: Alle wissen es ja ... Justin hat an der Tür gehorcht, was Ihr Doktor gesagt hat ... Er hat mir alles gesagt ... O, ich bin dumm! ... Meinetwegen, aber so dumm bin ich doch nicht! Ich will mein Geld und ich will fort.

Georges.

Schweigen Sie!

Die Mutter (sie am Arm ergreifend).

Ich sage Ihnen, schweigen Sie!

Die Amme.

Lassen Sie mich los! Lassen Sie mich los! Man hat mir gesagt, daß man Ihren Wurm nicht durchbringen würde, und daß er von Geschwüren zerfressen sei, weil sein Vater eine schmutzige Krankheit hat, die man von den Frauenzimmern auf der Straße bekommt. (Man hört zwei laute, durchdringende Schreie, die Henriette ausstößt, sie stürzt unter nervösem Schluchzen zu Boden.)

Georges.

O Gott! (Er eilt auf sie zu.)

Henriette (weicht wie eine Wahnsinnige zurück, mit einer Bewegung, die zugleich Ekel, Haß und größtes Entsetzen ausdrückt).

Rühr mich nicht an! Rühr mich nicht an!

Der Vorhang fällt.

Dritter Akt.

Das Sprechzimmer des Chefarztes im Hospital.

Erste Szene.

Beim Aufgang des Vorhanges treten der Doktor und sein Assistent ein. Beide im Operationskittel. — Der Doktor zieht den seinigen während des Sprechens aus.

Der Arzt.
Sagen Sie, lieber Freund, wartet der Herr, den wir eben im Flur getroffen haben, auf Sie?

Der Assistent.
Nein, nicht auf mich.

Der Arzt.
Dann ist das wohl unser Abgeordneter . . . Wissen Sie den Namen noch? . . . Wo hab' ich denn seine Karte hingesteckt? (Er sucht auf dem Schreibtisch.) Ah, da ist sie . . . (liest) „Loches, Deputierter für das Departement Sarthe" . . .

Der Assistent.
Das ist ja der berühmte Loches.

Der Arzt.
Schau da! Der Deputierte für das Departement Sarthe, ein gewaltiger Redner, nicht wahr?

Der Assistent.
Gewaltig und beredt!

Der Arzt.
Ein Mann, wie wir ihn brauchen . . . Er beschäftigt sich fast ausschließlich mit sozialen Fragen.

Der Assistent.
Sogar sehr.

Der Arzt.
Ich vermute, er will sich hier aktenmäßiges Material holen, um in der Kammer Stimmung für die Gesetzentwürfe zu machen, deren Annahme wir schon so lange fordern. Da schreibt er mir . . . „Loches Deputierter für das Departement Sarthe beehrt sich usw. . . . und

wäre Ihnen sehr verbunden, wollten Sie ihn morgen (Sonntag) empfangen. Es handelt sich nicht um eine Konsultation."

Der Assistent.

Es wäre sehr leicht möglich, daß er sich mit dieser Frage beschäftigt.

Der Arzt.

Seinetwegen ließ ich die Kranke aus dem dritten Saale kommen und die Nummer 28 . . . habe ich einen Abgeordneten in den Fingern, so soll er auch sein Beweismaterial erhalten; mein Wort darauf.

Der Assistent.

Bedürfen Sie meiner noch?

Der Arzt.

Durchaus nicht. Also auf Wiedersehen, lieber Freund.

Der Assistent.

Auf Wiedersehen, Herr Doktor. (Er wendet sich zum Gehen.)

Der Arzt.

Wollen Sie, bitte, draußen die Anweisung geben, daß man Herrn Loches eintreten lasse? Bitte, seien Sie so freundlich. Auf Wiedersehen! (Der Assistent geht. — Der Abgeordnete tritt ein.)

Zweite Szene.

Der Arzt. — Herr Loches.

Loches (nach der Begrüßung und nach der Aufforderung, sich zu setzen).

Ich danke Ihnen, Herr Doktor, daß Sie mich außerhalb Ihrer gewohnten Sprechstunde annehmen. Es ist etwas sehr Schmerzliches, was mich zu Ihnen führt. Ich bin der Schwiegervater des Herrn Georges Dupont. Nach der furchtbaren Enthüllung ist meine Tochter mit ihrem Kinde zu mir zurückgekehrt, und ich komme mit der Bitte, Sie möchten die Behandlung des Kindes von nun an bei mir im Hause fortsetzen.

Der Arzt.

Gern.

Loches.

Ich danke . . . Nun aber möchte ich von dem Schuft mit Ihnen sprechen, der schuld an all diesem Unglück ist.

Der Arzt (sehr freundlich).

Auf dieses Terrain, verehrter Herr, kann ich Ihnen leider nicht folgen. Es ist das eine außerärztliche Angelegenheit und gehört nicht zu meinen Befugnissen.

Loches (mit halblauter Stimme).

Verzeihen Sie, Herr Doktor. Sie werden meine Ansicht teilen, wenn

Sie mir nur einen Augenblick Gehör schenken wollen. Ich will Ihnen nicht von den Racheplänen sprechen, die ich seit gestern schmiede, seitdem meine arme Tochter mit ihrem Kind auf den Armen bei mir ankam. Ich bitte Sie, mich zu entschuldigen, wenn ich in solcher Hast zu Ihnen rede, nur mit aller Mühe kann ich den Zorn und die Entrüstung, die mich ersticken, zurückhalten. Ich hatte mir vorgenommen, mit Ruhe darüber zu reden, aber wenn ich an diesen Menschen nur denke, so bin ich nicht mehr Herr über mich. Seine Schande trifft uns alle; so brutal, so niederträchtig ist dieser Schlag, den er gegen mich und die Meinigen ausführte . . . ein nervöses Zucken befällt mich . . . ich . . . Oh, es ist abscheulich! . . . Mein Kind . . . zweiundzwanzig Jahre . . . Doktor . . . zweiundzwanzig Jahre erst . . . (Schweigen.)

Der Arzt.

Ich verstehe und würdige Ihren Schmerz, Herr Loches, aber in dem Zustande, in dem Sie sich befinden, können Sie keinen Entschluß fassen . . .

Loches (sich zusammennehmend).

Doch! Ich werde mich beherrschen. Die ganze Nacht habe ich mir die Sache ernstlich überlegt. Meine Absicht, auf die ich anspielte, habe ich endgültig fallen lassen. Nun aber bin ich mit meiner Tochter vollkommen einig geworden: Wir wollen die Ehescheidung, und zwar so schnell als möglich. Deshalb bitte ich Sie, uns die Bescheinigung geben zu wollen, die unserem Antrag als Unterlage dienen soll.

Der Arzt.

Was für eine Bescheinigung?

Loches.

Eine Feststellung des Charakters der Krankheit, von der dieser Mensch befallen ist.

Der Arzt.

Es tut mir leid, verehrter Herr. Diesen Schein kann ich Ihnen nicht ausstellen.

Loches.

Wieso denn?

Der Arzt.

Das Berufsgeheimnis verbietet es mir . . .

Loches.

Das kann doch nicht sein. Ihre Pflicht sollte es sein, für einen Verbrecher Partei zu nehmen gegen ehrbare Leute, die seine Opfer sind?

Der Arzt.

Ich füge, um jede weitere Diskussion zu vermeiden, hinzu, daß ich Ihnen die Bescheinigung auch dann nicht ausstellen würde, wenn ich frei wäre.

Loches.

Warum?

Der Arzt.

Ich würde mir den Vorwurf machen müssen, Ihnen zu dieser Scheidung verholfen zu haben.

Loches.

Also, weil Sie sich zu dieser oder jener Theorie bekennen, weil die Ausübung Ihres Berufes Sie zum ständigen Zeugen derartigen Elends macht, sind Sie gefühllos oder skeptisch geworden. Und darum soll meine Tochter ihr ganzes Leben lang den Namen dieses Individuums tragen.

Der Arzt.

Nein, gerade im Interesse Ihrer Frau Tochter willfahre ich Ihnen nicht.

Loches.

Ein schönes Interesse, das sich so äußert.

Der Arzt (sehr freundlich).

Überreizt, wie Sie sind, lieber Herr, werden Sie mir wahrscheinlich binnen fünf Minuten eine Beleidigung an den Kopf werfen. Aber auch das würde mich nicht stören; ich habe das oft genug erfahren. Sie müssen verstehen lernen, warum ich ablehnte, Ihnen auf dieses Gebiet zu folgen. Da ich den Fehler beging, mich mit Ihnen einzulassen, bin ich Ihnen auch die Gründe meiner Haltung schuldig. Sie möchten eine Bescheinigung, um dem Gericht beweisen zu können, daß Ihr Schwiegersohn die Syphilis hat.

Loches.

Ja.

Der Arzt.

Aber Sie überlegen dabei nicht, daß dies zugleich ein öffentliches Zeugnis dafür wäre, daß Ihre Tochter der Gefahr einer Ansteckung ausgesetzt war . . . Glauben Sie, daß nach einem solchen Geständnis, einem Geständnis, das offiziell in die Akten der Anwälte eingetragen würde, Ihre Tochter es leicht haben wird, sich später wieder zu verheiraten?

Loches.

Sie heiratet nie wieder.

Der Arzt.

Das sagt sie heute. Können Sie sich dafür verbürgen, daß sie in fünf, in zehn Jahren auch noch so sprechen wird? . . . Überdies erreichen Sie die Scheidung nicht, da ich Ihnen die Bescheinigung verweigere. Sie wäre das notwendige Beweisstück.

Loches.

Es gibt andere Mittel, diesen Beweis zu erbringen. Ich werde das Kind durch einen andern Arzt untersuchen lassen.

Der Arzt.

Sie finden also, daß die arme Kleine bei ihrem Eintritt in diese Welt noch nicht schlecht genug bedacht worden ist. Sie hat einen physischen Makel. Und Sie wollen dem die Bescheinigung hinzufügen, daß sie erbliche Syphilis hat? Eine Bescheinigung, die sie ihr ganzes Leben hindurch begleiten wird?

Loches.

Auf die Opfer also fallen die Schläge, wenn sie sich zu verteidigen suchen! Das Gesetz bietet mir keine Waffe gegen diesen Menschen, der im Bewußtsein seines Zustandes ein junges, gesundes Mädchen nimmt, ein unschuldiges Kind, das ihm vertraut, das er besudelt mit den Folgen seiner Ausschweifung. Er macht sie zur Mutter eines armen kleinen Wesens. Und die Zukunft dieses armen Kindes ist so, daß diejenigen, die es lieben, nicht mehr wissen, sollen sie für sein Leben beten oder für seine baldige Erlösung! Dieser Mann hat die Frau, die er heiratete, auf das tiefste beleidigt, er hat sie zum Opfer des widerwärtigsten Attentates gemacht. Er hat sie entwürdigt. Er hat gewissermaßen einen Kontakt hergestellt zwischen ihr und der Straßendirne da draußen, deren Aussatz er auf sie übertrug. Er hat zwischen ihr und der Dirne, ich weiß nicht was für eine mysteriöse Verwandtschaft geschaffen. Das vergiftete Blut dieser Prostituierten vergiftet nun ihr Kind, vergiftet sie selbst. Jenes verworfene Geschöpf lebt, lebt in uns, gehört zu unsrer Familie und sitzt an unsrem Tisch. Er hat die Phantasie und Gedanken meines armen Kindes mit unreinen Bildern erfüllt, wie er ihren Körper besudelte, und er hat für immer die Idee der Liebe, die sie so hoch gestellt hatte, in ihrem Geiste mit weiß Gott welchen schrecklichen Krankengeschichten verbunden. Er hat das Gefühl ihrer Würde verletzt, das Gefühl ihrer Scham; in ihrer Liebe, in ihrem Kinde hat er sie verwundet; er hat sie mit physischer und moralischer Entartung geschlagen. Wie durchtränkt hat er sie mit Erniedrigung. — Und nun ist das Gesetz so, die Sitten sind so, daß die Frau sich nur von diesem Manne trennen kann, wenn sie einen Prozeß anfängt, dessen Skandal ganz auf sie oder auf ihr Kind zurückfällt! Nun denn, ich pfeife auf das Gesetz. Seit gestern fragte ich mich, ob es nicht meine Pflicht sei, dieses Ungeheuer aufzusuchen und ihm eine Kugel in den Kopf zu jagen, wie man es mit einem tollen Hunde macht. Ich weiß nicht, welche Schwachheit, welche Feigheit — es gibt kein andres Wort dafür — mich abgehalten und mich bestimmt hat, meine Zuflucht zum Gericht zu nehmen. Da das

Gesetz mir kein Recht gibt, hole ich mir mein Recht selbst. Sein Tod ist vielleicht eine ernste Warnung für die andern.

Der Arzt (seinen Hut aufsetzend).

Sie werden vor die Geschworenen kommen.

Lochès.

Die werden mich freisprechen.

Der Arzt.

Ja! Aber erst nach der Veröffentlichung all Ihres Elends. Der Skandal wird größer sein; das Unglück wird größer sein — weiter nichts. Wer sagt Ihnen, daß am Tag nach dem Freispruch nicht ein andrer Richter vor Sie hintreten wird, ein viel berufenerer, ein viel strengerer; wer sagt Ihnen, daß Ihre Tochter, ihre schreckliche Lage begreifend, die Sie endgültig geschaffen, nicht Mitleid empfände für den, den Sie getötet hätten und Sie gebieterisch fragen würde, mit welchem Recht Sie so gehandelt und mit welchem Recht Sie ein Kind zur Waise gemacht hätten, das auch eines Tages Rechenschaft von Ihnen fordern könnte.

Lochès (fällt dem Arzte ins Wort, bevor er endigte).

Was — was soll ich denn machen?

Der Arzt (unmittelbar).

Verzeihen! (Schweigen.)

Lochès (ohne Energie).

Nie!

Der Arzt.

Nun denn, verehrter Herr! Um so unverzeihlich zu sein, sind Sie dessen gewiß, daß es im gegebenen Augenblick nicht von Ihnen abgehangen hat, Ihrer Tochter ein derartiges Unglück zu ersparen?

Lochès.

Ich! . . . Von mir sollte es abgehangen haben . . . Ich sollte einen Teil der Verantwortung tragen?

Der Arzt.

Jawohl, lieber Herr! Als diese Heirat in Frage kam, haben Sie sich sicherlich über den Vermögensstand Ihres zukünftigen Schwiegersohnes genau unterrichtet; Sie haben verlangt, daß man sich über die Wertpapiere ausweise, die seine Einlage bildeten; Sie haben sich vergewissert, ob sie gut sind, ob sie auf der Bank deponiert wurden; Sie haben gewiß auch Erkundigungen über seinen moralischen Charakter eingezogen; nur einen Punkt haben Sie dabei vergessen, das Wichtigste: ob er vollkommen gesund sei, darnach haben Sie nicht gefragt. Sie haben es sicher nicht getan.

Lochès.

Nein.

Der Arzt.

Und warum nicht?

Tochter.

Das ist nicht Sitte, nicht Brauch.

Der Arzt.

Aber es sollte Brauch und Sitte werden, daß ein Familienvater, ehe er seine Tochter einem Manne gibt, ebensoviel Vorsichtsmaßregeln ergreift, wie eine Verwaltung, die einen Beamten anstellt.

Tochter.

Da haben Sie recht. Wir müssen ein Gesetz haben . . .

Tochter.

Nein, nein, kein neues Gesetz! Deren haben wir sowieso schon zuviel. Das brauchen wir nicht. Es würde vollkommen genügen, wenn man besser wüßte, was Syphilis eigentlich ist. Die Gewohnheit würde sich bald einbürgern, daß ein Bräutigam zu all den Papieren, die man von ihm verlangt, ein ärztliches Zeugnis hinzufügte; einen Gesundheitsschein, der bestätige, daß er keiner Quarantäne unterworfen zu werden braucht, daß man ihn in eine Familie aufnehmen kann, ohne befürchten zu müssen, die Pest mit ihm aufzunehmen. Das wäre sehr einfach. Wäre dies einmal zur Gewohnheit geworden, so würde der Bräutigam genau so, wie er jetzt vor dem Kirchgang zum Geistlichen geht und sich einen Taufschein holt, zum Arzte gehen und sich vor dem Gang zum Standesamt ein Gesundheitsattest holen. Damit würde viel Unglück verhütet werden. Schon heute läßt man ja vor dem Abschluß einer Ehe die beiden Notare der Familien zusammenkommen. Es wäre mindestens ebenso nützlich, ließe man auch die beiden Hausärzte zusammenkommen. Sie erkennen, verehrter Herr, daß Ihre Ermittlung über Ihren Schwiegersohn unvollkommen gewesen ist. Ihre Tochter könnte Sie fragen, warum Sie, ein Mann, Sie, der Vater, der all das hätte wissen müssen, sich um die Gesundheit nicht ebensoviel gekümmert, wie um das Vermögen. Darum sage ich Ihnen: Sie müssen verzeihen.

Tochter.

Nein — nie!

Der Arzt.

Nun denn, verehrter Herr . . . da ich meine letzten Gründe hervorholen muß, werde ich es tun. Wer so streng, so unbarmherzig ist, der muß doch selber ohne Sünde sein. Sind Sie ohne Sünde?

Tochter.

Ich habe niemals so eine Schandkrankheit gehabt. Ich nicht!

Der Arzt.

Danach frage ich nicht. Ich frage danach, ob Sie sich niemals dem ausgesetzt haben, eine solche Krankheit zu bekommen? Sie haben sich

dieser Gefahr ausgesetzt! ... Es war also nicht die Tugend, die Sie bewahrte, sondern das Glück. Und gerade das ist eins von den Dingen, die mich am meisten empören, wenn man, wie Sie eben, von einer schimpflichen Krankheit spricht. Wie alle andern Krankheiten ist auch diese eine von unsern Plagen. Und niemals war es eine Schande, unglücklich zu sein — selbst dann nicht, wenn man es verdient hat. (Sich erwärmend.) Wir müßten uns verständigen! Ich möchte wohl einmal wissen, wie viele von denen, die zu den Menschen gehören, die am härtesten urteilen, die mit ihrer lächerlichen englischen Schamhaftigkeit nicht einmal wagen, das Wort Syphilis auszusprechen, die scheue, verekelte Gesichter machen, wenn sie wirklich einmal davon reden, die die Syphilitiker wie Schuldige behandeln, sich niemals einem solchen Mißgeschick aussetzten, wie viele von ihnen wirklich nur Jungfrauen geliebt haben. Und nur solchen käme doch allein das Recht zu, hier ein Wort zu sagen. Aber wie viele gibt's deren! Vielleicht vier auf tausend. Gut! Dann besteht, diese vier ausgenommen, zwischen allen andern und den Syphilitikern nur der Unterschied eines Zufalls ... (Mit Bewegung.) Und obendrein, das Mitleid müßte sich diesen zuwenden, weil sie leiden, und weil sie, haben sie auch gefehlt, doch wenigstens das Verdienst der Sühne haben. (Wieder ruhiger.) Man soll mich endlich einmal mit dieser Heuchelei in Ruhe lassen ... Ihr Schwiegersohn hat, wie Sie, wie die ungeheure Mehrzahl der Männer, vor seiner Ehe mit Mätressen verkehrt. Er hat das Pech gehabt, die Syphilis zu bekommen; und er hat sich verheiratet, als er glaubte, nicht mehr gefährlich zu sein, während er es dennoch war. Das ist ein Unglück, ein Unglück, das wir mit allen Kräften wieder gutmachen müssen, dem wir aber neues Unglück nicht hinzufügen dürfen. Sie sind doch ein Mann ... Erinnern Sie sich einmal Ihrer eigenen Jugend. Was Ihr Schwiegersohn sich zuzog, hätten Sie so gut verdient, wie er, vielleicht noch viel eher. Also haben Sie doch für ihn das Mitleid, das Wohlwollen, das der unbestrafte Schuldige für den weniger glücklichen Mitschuldigen haben sollte, den die ganze Schwere der Buße trifft.

Lachès.

Sie haben da eine Art, die Dinge zu betrachten und darzustellen ...

Der Arzt.

Habe ich etwa nicht recht?

Lachès.

Vielleicht, aber ich kann das doch nicht meiner Tochter sagen, um sie zu bestimmen, zu ihrem Manne zurückzukehren.

Der Arzt.

Sie können ihr andere Gründe mitteilen.

Tochter.

Welche denn, um Gotteswillen . . .

Der Arzt.

Welche? Daran fehlt's doch nicht. Sie können ihr sagen, eine Trennung wäre für alle ein Unglück; ihr Mann wäre der einzige, der Hingebung genug haben könnte, ihr zu helfen, das Kindchen zu retten. Sie können ihr vorstellen, daß sie sich aus den Trümmern ihres ersten Glückes ein anderes, viel beneidenswerteres aufzubauen vermag. Keine Verbindung hat mehr Aussichten, in Zukunft echt, ehrlich und dauerhaft zu werden. Ich weiß nicht, wer es einmal gesagt hat: „Aus den reuigen Sündern werden die besten Gatten." Es ist aber so. Und denken Sie einmal daran, was sich Ihr Schwiegersohn verzeihen lassen muß. Denken Sie, welcher Schmerz, welche Achtung, welche Dankbarkeit und Bewunderung ihn für seine Frau ergreifen werden, wenn sie zustimmt, zu vergessen . . . Das können Sie alles Ihrer Frau Tochter wiedersagen, und was Ihr Herz, das Herz eines braven Mannes, Ihnen noch dazu eingibt, das sagen Sie ihr auch noch, und dann werden wir dafür sorgen, daß das nächste Kind unseres versöhnten Paares stark und kräftig ist.

Tochter.

Ist das denn möglich?

Der Arzt.

Ja! ja! ja! Tausendmal ja! Es gibt ein Wort, das ich bei jeder Gelegenheit wiederhole. Ich möchte es an alle Mauern anschlagen: „Die Syphilis ist eine gebieterische Herrin, die es nicht duldet, daß man ihre Gewalt verkennt. Sie ist schrecklich für den, der sie für unbedeutend hält, und gutartig für den, der weiß, wie gefährlich sie ist. Sie ist wie gewisse Frauen, sie wird nur böse, wenn man sie vernachlässigt." Auch das können Sie Ihrer Tochter noch sagen . . . Sie führen sie in die Arme ihres Mannes zurück, von dem sie nichts mehr zu fürchten hat, und ich garantiere Ihnen, in zwei Jahren werden Sie der glücklichste Großvater sein.

Tochter.

Sie haben mich in Verwirrung gebracht, Doktor. Sie haben in mir die Angst geweckt, die Angst, meine Verantwortlichkeiten verkannt zu haben. Sie haben mein Herz dem Mitleiden und der Hoffnung geöffnet. Ich weiß nicht, ob es bei mir jemals zum Vergessen kommen kann, aber ich verspreche Ihnen, nichts zu tun, was sich nicht wieder gut machen läßt. Und sollte mein armes Kind sich nach Ablauf eines Zeitraums, den ich nicht bemessen kann, zum Verzeihen entschließen, so will ich mich einer Wiederannäherung nicht in den Weg stellen.

Der Arzt.

Nun dann, Glückauf! Aber sollten Sie noch eine andere Tochter

haben, so hüten Sie sich vor dem Fehler, den Sie bei der Verheiratung Ihrer ersten Tochter begingen.

Lochjes.

Wußte ich das denn!

Der Arzt.

Da haben wir's. Sie wußten's nicht! Vater sind Sie und Sie wußten nicht! Abgeordneter sind Sie, Sie haben die Last und die Ehre auf sich genommen, Gesetze zu machen, und Sie wissen nicht! Sie wissen nichts von der Syphilis, wie Sie wahrscheinlich von Alkoholismus und Tuberkulose nichts wissen?

Lochjes.

Aber . . .

Der Arzt.

Einerlei. Ich nehme Sie aus, wenn Sie wollen. Ich spreche von den anderen, von den fünfhundert und soundso viel — ich weiß nicht, wie viele es im Parlament gibt —, von denen, die sich Abgeordnete des Volkes, Volksvertreter titulieren. Sie kommen nicht dazu, nicht eine Stunde Zeit finden Sie, um einmal von diesen drei grausamen Götzen zu sprechen, denen Selbstsucht und Gleichgültigkeit Tag für Tag die schrecklichsten, entsetzlichsten Menschenopfer darbringen. Es fehlt ihnen die Muße, diese wilde Dreieinigkeit zu bekämpfen, die jeden Tag Tausende von Leben verschlingt. Der Alkoholismus: man müßte diese Giftfabrikation verbieten und die Anzahl der Kleinkrämer beschränken; aber man fürchtet die großen Branntweinbrennereien, die reich und mächtig sind, und man fürchtet die kleinen Händler, die die Beherrscher des allgemeinen Stimmrechtes sind; man schläfert das Gewissen ein, indem man über die Unsittlichkeit der Arbeiter lamentiert, Broschüren und Broschürchen schreibt und schöne Reden dazu hält. Nichts als blauer Dunst! . . . Die Tuberkulose: man weiß recht gut, daß das einzige Mittel ein hinreichender Lohn und Niederreißen der ungesunden Wohnungen wäre, in denen man die zusammenpfercht, die da arbeiten, die nützlichsten und zugleich die unglücklichsten Mitglieder der Gesellschaft. Man will dieses Mittel nicht! Also ersucht man die Arbeiter, nicht auf den Boden zu spucken. Ist das nicht wundervoll? Und nun die Syphilis: Warum beschäftigt man sich denn damit nicht? Warum beauftragt man, nachdem man alle möglichen Arten von Ministerien eingerichtet hat, die sich um alle möglichen Arten von Dingen zu kümmern haben, nicht einen einzigen Menschen damit, sich um die öffentliche Gesundheit zu kümmern?

Lochjes.

Mein lieber Doktor, Sie geraten da in die wunderliche Anschauung der Leute, die die Regierung für die Ursache aller Übel halten. Zeigt

uns doch den Weg, ihr Herren Gelehrten, und fangt einmal damit an, uns die Maßregeln anzuzeigen, die ihr für nötig erachtet . . .

Der Arzt.

Ah! ah! das ist doch ausgezeichnet . . . Vor bald fünfzehn Jahren wurde ein Projekt dieser Art von der Akademie der Medizin ausgearbeitet; das Projekt wurde einstimmig angenommen, dem betreffenden Minister eingereicht und — niemals hat man wieder davon gehört.

Loches.

Sie glauben also, daß sich da wirklich was machen ließe . . .

Der Arzt.

Darüber sollen Sie selber urteilen. Gestern erhalte ich Ihre Karte. Ich lese Ihren Titel. Aha, denke ich mir, der will sich informieren. Ich bestimmte Ihnen also die Stunde Ihres Besuches, beorderte dann aber auch zwei Personen aus meiner Abteilung hierher, um sie Ihnen vorzustellen. Beruhigen Sie sich, ich schone Ihre Nerven. Keiner und keine von denen, die Sie sehen sollen, hat einen sichtbaren Defekt. Es sind nicht unsre schweren Kranken, sondern einfach Leute, die havarierten, die Schiffbruch litten. Es ist mir nicht darum zu tun, Ihnen eine Lektion in der Pathologie zu geben, sondern ich will Sie ganz einfach zum Nachdenken bringen. Gestern habe ich mir gesagt: „Endlich einmal ein Abgeordneter, der die Sache in die Hand nimmt, die uns am Herzen liegt . . .“ Ich hatte mich getäuscht. Sie kamen in einer anderen Sache. Um so schlimmer. — Nun aber habe ich Sie und lasse Sie nicht los.

Also es gilt jetzt, sich über Ihr persönliches Unglück zu erheben, das allgemeine zu erfassen und der Tausende zu gedenken, die gleiche Leiden erdulden. Ja, verehrter Herr, um Tausende handelt es sich, aus allen Schichten der Gesellschaft. Aus der Spelunke springt die Krankheit ins Ehebett — oft mit gar wenig Umständen. Übrigens, wenn man die Gasse säubert, man das Haus bewahrt. Da lassen sich doch Vorbeugungsmaßregeln ergreifen. Aber ich will Ihnen den Beweis liefern, daß unser größter Feind die Unwissenheit ist. Die Unwissenheit, verstehen Sie . . . Man weiß nicht. Immer ist es der gleiche Refrain: man weiß nicht! . . . So kommen Kranke viel zu spät zu uns, die wir hätten retten können, wenn sie nur zeitig gekommen wären; ganz unsinnig spät, und nachdem sie längst die Pest um sich her verbreitet haben. Sie sollen sehen . . . (Er geht zur Tür.) Das bringt mich zur Verzweiflung. Aber was wollen Sie? Wir können sie doch nicht suchen gehen. (Zu einer Frau, die draußen wartet.) Treten Sie ein, Madame. (Zu Loches.) Da, hier ist ein Beispiel davon . . . Eine Frau, die sehr ernstlich befallen ist . . . Ich habe ihr gesagt, alle acht Tage zu kommen . . . (Zu der Frau.) Stimmt das?

Die Arbeiterin.

Ja, Herr Doktor.

Dritte Szene.

Die Vorigen. Die Arbeiterin.

Der Arzt (zornig).
Und wie lange ist es her, daß Sie hier waren?

Die Arbeiterin.
Drei Monate.

Der Arzt.
Drei Monate! Und Sie meinen, ich könnte Sie unter solchen Verhältnissen behandeln? Ich verzichte darauf, verstehen Sie; Sie machen mich mutlos! . . . Sie nehmen mir die Lust . . . Weshalb also sind Sie nicht gekommen? Wissen Sie denn nicht, daß Sie an einer schweren, an einer sehr schweren Krankheit leiden? . . .

Die Arbeiterin.
O doch, Herr Doktor, das weiß ich wohl; mein Mann ist daran gestorben.

Der Arzt (ruhiger).
Ihr Mann ist daran gestorben?

Die Arbeiterin.
Ja, Herr Doktor.

Der Arzt.
Hat er sich denn nicht behandeln lassen?

Die Arbeiterin.
Nein.

Der Arzt.
Und das hat Ihnen nicht zur Warnung gedient?

Die Arbeiterin.
Ich würde ja nichts anderes verlangen, als so oft zu kommen, wie Sie sagen, aber das kostet zuviel.

Der Arzt.
Wie, das kostet zuviel?

Loches.
Sind die Konsultationen gratis?

Die Arbeiterin.
Ja, Herr. Aber sie fallen in die Arbeitsstunden. Und dann ist es weit von Haus bis hierher. Dann sind immer so viele Kranke da und man muß so lange warten, bis man daran kommt . . . Ein Morgen . . . manchmal ein ganzer Tag geht dabei verloren . . . der Prinzipal wird unzufrieden und droht, einen vor die Tür zu setzen. Also wartet man mit dem Hierherkommen, bis man nicht mehr anders kann . . . Und dann . . .

Der Arzt.
Was?

Die Arbeiterin.
O, nichts, Herr Doktor. Sie sind ohnedies zu gut.

Der Arzt.
Doch, sprechen Sie . . .

Die Arbeiterin.
Nun denn . . . Ich weiß ja, daß es mir nicht zukommt, die Angeekelte zu spielen . . . Aber ich war nicht immer so arm . . . Ehe mein Mann das Unglück hatte, waren wir in geordneten Verhältnissen . . . Ich habe immer von meiner Arbeit gelebt . . . Ich bin kein Straßenmädchen . . . Und nun so zu werden, mit all denen da . . . gezwungen zu sein, alles laut zu sagen, vor aller Welt, all sein Elend . . . Ich habe unrecht, ich weiß wohl . . . . ich sage mir's selbst . . . aber gleichviel, es ist hart, Herr Doktor; Sie können mir's glauben, daß das sehr hart ist . . .

Der Arzt.
Arme Frau . . . (Nach einer Weile, sehr freundlich.) Ihr Mann hat Ihnen die Krankheit gebracht?

Die Arbeiterin.
Ja . . . alles, was uns zugestoßen ist, kommt von ihm . . . Wir hatten in der Provinz ein Geschäft . . . da bekam er die Krankheit, halb verrückt ist er geworden . . . er wußte sein Haus nicht mehr zu regieren . . . er machte Bestellungen kreuz und quer . . . es handelte sich um beträchtliche Summen . . . Am Verfalltag konnten wir nicht bezahlen.

Der Arzt.
Warum hat er sich nicht behandeln lassen?

Die Arbeiterin.
Er wußte nicht . . . Dann wurde alles verkauft, und wir sind nach der Stadt gekommen . . . Aber wir hatten keinen Pfennig mehr. Er entschloß sich, zur öffentlichen Sprechstunde in eine Klinik zu gehen.

Der Arzt.
Nun? . . .

Die Arbeiterin.
Man nahm ihn zur Sprechstunde wohl an, aber die Medikamente verweigerte man ihm.

Der Arzt.
Wieso denn?

Die Arbeiterin.
Weil wir erst seit drei Monaten in der Stadt seien. Nach so kurzem Aufenthalt hat man noch keinen Anspruch auf die Heilmittel.

Lochjew.
Ist das wahr?

Der Arzt.
Jawohl, das ist die Vorschrift.

Die Arbeiterin.
Sie sehen wohl, daß es nicht unsere Schuld ist.

Der Arzt.
Haben Sie keine Kinder?

Die Arbeiterin.
Ich konnte niemals völlig austragen . . . Ganz zu Anfang unserer Ehe war mein Mann krank geworden . . . während er seine sechs Wochen bei der Reserve diente . . . Es gibt so viele Frauenzimmer um die Kasernen herum . . . (Schweigen.)

Der Arzt.
Nun ist es gut . . . Hier gebe ich Ihnen meine Adresse . . . Sie kommen Sonntag morgen zu mir . . . (Bei der Tür schiebt er ihr ein Geldstück in die Hand. Mürrisch.) Nun, nun, nehmen Sie das! . . . Bei mir spielen Sie hoffentlich nicht die Stolze! . . . Und nun marsch! Ich habe keine Zeit, Sie anzuhören . . . Still — still (Er schiebt sie hinaus. Zu einem, den man nicht sieht.) Sie wünschen, mein Herr . . .

Ein Vater (von außen).
Ich bin der Vater des jungen Mannes, der heute morgen hier war . . . Ich habe Sie gebeten, Sie nach der Konsultation sprechen zu dürfen.

Der Arzt.
Richtig, ja, das sind Sie . . . Ihr Sohn, das ist der Gymnasiast.

Der Vater (in der Tür).
Jawohl, Herr Doktor.

Der Arzt.
Bitte, eintreten. Sie können vor dem Herrn ruhig sprechen.

Vierte Szene.

Der Arzt. Loches. Der Vater.

Der Vater.
Sie wissen ja, Herr Doktor, das größte Unglück hat mich getroffen . . . Mein Sohn von achtzehn Jahren ist halb gelähmt . . . infolge der schlechten Krankheit . . . Wir sind kleine Kaufleute. Wie haben wir geblutet, um ihn aufs Gymnasium schicken zu können . . . Und nun . . . ich wünsche niemand, daß er erlebt, was wir erlebt haben . . . Am Ausgang des Gymnasiums, Herr Doktor, ist mein armer Junge von einem dieser Frauenzimmer angehalten worden . . . Soll das erlaubt sein, daß man Kinder von fünfzehn Jahren verführt? Gibt's denn keine Polizei, die das verhindern könnte? Sagen Sie, Herr Doktor?

Der Arzt.
Doch.

Der Vater.
Also will man's nicht?

Der Arzt.
Ich weiß nicht . . .

Der Vater.
Da hab' ich nun meinen Sohn . . . Es wäre besser, er wäre tot . . . Ein so schöner Junge . . . und so gut, Herr Doktor . . . Wir waren so stolz auf ihn . . .

Der Arzt.
Verzweifeln Sie nicht! Wir wollen versuchen, ihn zu heilen . . . (Betrübt.) Aber warum haben Sie so lange gewartet, bis Sie ihn herbrachten?

Der Vater.
Wußte ich denn, was ihm fehlte? Er hat sich nicht getraut, es mir zu sagen, Herr Doktor; er fürchtete sich, ich möchte ihm zürnen. Währenddem ging die Krankheit ihren Weg. Als er sich wirklich schlecht fühlte, ist er heimlich und ohne mein Wissen zu Kurpfuschern gegangen. Die haben ihn dann ausgenutzt und nicht behandelt . . . Auch das, sollte das wohl erlaubt sein? Leute, die uns regieren, sind wohl zu sehr beschäftigt, um noch die Zeit zu finden, an so etwas zu denken . . . Aber ist das denn nicht wichtiger als alles?

Der Arzt.
Sie haben recht. Auch Ihre Entschuldigung ist: sie wissen's nicht . . . Fassen Sie Mut, guter Mann . . . Mut . . . Wir hatten schon schlimmere Kranke, als Ihren Sohn, und sie wurden geheilt . . . Und was die andern betrifft . . . na, vielleicht denkt man auch einmal an sie . . . (begleitet ihn zur Tür, dann zu Loches:) Da sehen Sie, das wahre Heilmittel besteht in einer Änderung der Sitten. Es muß ein Ende damit gemacht werden, daß man die Syphilis wie eine geheime Krankheit behandelt, deren Namen man nicht einmal aussprechen darf . . . Die Unkenntnis, in der man das Publikum über die wahre Natur der Krankheit und ihre Folgen hält, trägt dazu bei, sie zu verschlimmern und zu verbreiten. „Weil man's nicht wußte" — nur zu oft ist das der einzige Grund, daß einer sich diese Krankheit zuzog; man läßt sie gefährlich werden, bekümmert sich nicht darum, „weil man's nicht weiß", man überträgt sie auf andere, „weil man's nicht weiß". „Das hab' ich nicht gewußt" — so sagen sie alle, fast alle. Darum soll man's wissen. Man muß den jungen Leuten beibringen, welche Verantwortlichkeit sie übernehmen und welcher Gefahr sie ihre Jugend aussetzen.

Loches.
Man kann doch davon nicht mit den Kindern in der Schule sprechen.

Der Arzt.

Warum nicht?

Loches.

Weil es unklug wäre, den Vorwitz und die Neugierde zu wecken.

Der Arzt (aufgeregt).

Glauben Sie denn, man könne es verhindern, daß dieser Vorwitz erwache? Fragen Sie doch einmal bei denen an, die ehemals Zöglinge unserer höheren Schulen und Töchterpensionate waren . . . Diese Neugierde kann man nicht ersticken; sie befriedigt sich, wie sie's vermag, in garstiger und niedriger Weise. In der Handlung selbst, durch die das Leben sich vermittelst der Liebe fortpflanzt, liegt doch nichts Unsittliches . . . Wir aber umhüllen alle diese Dinge unsern Kindern gegenüber mit Stillschweigen. „Davon spricht man nicht" . . . ist das Losungswort dieser gigantischen und unerbittlichen Verschwörung. Ein guter Spießbürger führt seinen Sohn und seine Tochter wohl in die Varietétheater, wo sie Verse und Refrains zu hören bekommen, bei denen ein Affe rot werden könnte, aber er erlaubt es nicht, daß man vor ihren Ohren in ernster Weise von diesem Liebesakt spricht. Den sollen sie, so scheint es fast, nicht anders kennen lernen als in der Verzerrung solcher Lästerungen und Schändungen . . . Wahrhaftig, nirgendwo findet man die rechte und gesunde Mitte: entweder spricht man von diesen Dingen nur unter fortwährendem Erröten, oder man ergeht sich in Zweideutigkeiten, in Tingeltangel- und Bierwitzen. Die Pornographie ist erlaubt, die Wissenschaft nicht. Das muß geändert werden! Es gilt den Geist der Jugend zu erheben, indem man diese Tatsachen aus der Geheimniskrämerei und Witzmacherei herausreißt; es gilt den Stolz der Jugend zu erwecken, diese schöpferische Macht, die aus jedem von uns das Ebenbild Gottes macht, hoch und heilig zu halten, man müßte dem jungen Manne verständlich machen, daß er eine Art Tempel ist, in dem sich die Zukunft der Rasse und des Volkes vorbereitet; man müßte ihn lehren, daß es Pflicht ist, die Erbschaft, zu deren Verwalter er wurde, unangetastet auf die Nachkommen zu übertragen; diese kostbare Erbschaft, die eine unabsehbare Reihe von Vorfahren mit all ihren Tränen, all ihrem Elend und Leiden begründet und erhalten hat.

Loches.

Was uns vor allem andern nötig wäre, ahne ich nun. Man muß bis auf die Wurzel zurückgehen. Die Prostitution muß getroffen werden, gegen diese elenden Weiber muß mit aller Strenge vorgegangen werden. Sie sind die leibhaftigen Giftmischerinnen.

Der Arzt.

Giftmischerinnen! Sie vergessen dabei, daß sie selbst vergiftet wurden! Ich will Ihnen eine davon zeigen. Im voraus mache ich Sie

darauf aufmerksam, daß sie sich nicht wie eine Herzogin ausdrückt. Aber das macht nichts. Um sie zum Sprechen zu bringen, muß ich auf ihre Ideen eingehen. Sie möchte nämlich Tänzerin werden. (Ein junges Mädchen von etwa zwanzig Jahren tritt ein, hübsch, fröhlich, von gutem Aussehen.)

Fünfte Szene.

Der Arzt. Loches. Das Mädchen.

Der Arzt.
Nun, geht's gut heute morgen? (Ohne die Antwort abzuwarten.) Sag' einmal, willst du immer noch Tänzerin werden?

Das Mädchen.
Gewiß!

Der Arzt.
Nun denn, der Herr da ist ein Freund des Direktors der Oper. Er kann dich empfehlen. Bist du zufrieden damit . . .

Das Mädchen.
Ja. Aber . . . wenn man über mich Auskunft einholt, bin ich reingefallen.

Der Arzt.
Das brauchen wir nicht . . . du sollst dem Herrn nur sagen, was deine Absicht ist, was du zu tun gedenkst und was du getan hast . . . also plaudere mit ihm.

Das Mädchen.
Meine Eltern waren Leute, denen es sehr gut ging. Sie gaben mich in Pension.

Der Arzt (sie unterbrechend).
Es ist nicht nötig, diese Geschichte hier zu erzählen. Der Herr glaubt sie doch nicht.

Das Mädchen.
So . . . Gut denn! Wenn ich ihm aber die Wahrheit sage, empfiehlt er mich seinem Freunde nicht.

Der Arzt.
Doch . . . doch! Du bist in die Stadt gekommen . . .

Das Mädchen.
Ja . . .

Der Arzt.
Man hat dich als Dienstmädchen untergebracht.

Das Mädchen.
Nun ja . . .

Der Arzt.
Wie alt warst du damals?

Das Mädchen.
Nun, gerade 17 geworden . . .

Der Arzt.
Und da hast du ein Kind bekommen?

Das Mädchen (wie erstaunt über die Frage, da sie die Sache ganz natürlich findet).
Nun ja, mit achtzehn Jahren.

Der Arzt.
Wer war der Vater?

Das Mädchen (ebenso).
Nun eben mein Dienstherr.

Der Arzt.
Sprich doch . . . erzähle . . . Hat deine Herrin gewußt, daß du schwanger warst?

Das Mädchen.
Ja, sie hat mich deshalb fortgeschickt. Wenn ich an ihrer Stelle gewesen wäre, hätte ich es auch so gemacht.

Der Arzt.
Laß dir doch nicht jedes Wort so aus dem Munde ziehen . . . Ich sagte dir ja, du sollst erzählen . . . Der Herr ist vom Lande, er weiß nicht, wie's dabei zugeht.

Das Mädchen (sehr fröhlich).
Ah so! Das hätten Sie gleich sagen müssen . . . Also . . . er hatte seine Pantoffeln ausgezogen, kam dann nachts in mein Zimmer und sagte: wenn du schreist, schmeiße ich dich heraus . . . Dann . . .

Der Arzt.
Nein . . . Fang' deine Erzählung damit an, als du ohne Stellung warst.

Das Mädchen.
Meinetwegen, wenn Sie meinen, daß das dem Herrn Spaß macht.

Der Arzt.
Also los! Erzähl', was du jetzt machst.

Das Mädchen.
Ich laß mich kurieren.

Der Arzt.
Und vorher?

Das Mädchen.
Lief ich fünf Stunden lang auf dem Boulevard herum.

Der Arzt.
Wie denn? . . . Geh — sprich doch . . . der Herr ist aus der Provinz.

Das Mädchen.
Richtig . . . Ich kann mir nicht denken, daß es jemand gibt, der das nicht kennt . . . Also . . . als kleine Arbeiterin gehe ich . . . in sehr einfacher Kleidung . . . sehr einfach . . . extra dafür gemacht . . . mit einem kleinen Paket in schwarzem Tuch . . . So marschiere ich an den Läden vorbei . . . Man wird müde dabei, denn um es recht zu machen, muß man schnell gehen . . . Dann halte ich vor einem Schaufenster

an . . . Neunmal unter zehn glückt's. Das lustige dabei ist, daß Männer . . . man glaubt, sie hätten das Stichwort, mit dem sie uns anreden, miteinander ausgemacht . . . Sie kennen bloß zwei Redensarten . . . und mehr wissen sie nicht . . . entweder: „Fräulein, laufen Sie doch nicht so" — oder: „Haben Sie denn keine Angst, so allein zu gehen?" Das oder was anders . . . das kennt man ja schon, nicht? Ein andermal spiele ich die junge Witwe. Dabei muß man auch schnell gehen, das ist ja richtig, aber es lohnt sich auch. Aber warum, das begreife ich wirklich nicht . . . Nach einer Minute der Unterhaltung vor dem Schaufenster wissen sie doch ganz gut, daß ich keine junge Witwe bin, nicht wahr? . . . Aber das macht nichts, es hat gewirkt, und sie bleiben dabei . . . (Ernst.) Es gibt da solche Sachen, die man nicht erklären kann.

Der Arzt.

Was für Kunden hattest du? Kleine Beamte, Geschäftsreisende?

Das Mädchen.

Was glauben Sie? . . . Ich hatte immer nur sehr feine Herren.

Der Arzt.

So sagen sie.

Das Mädchen.

Ich sehe es ja selbst . . . ein ganzer Haufen mit Orden . . . O, das ist amüsant . . . Sie haben die Orden an, wenn man ihnen begegnet . . . So steigen sie einem nach, ritsch — ratsch — die Bändchen sind verschwunden. Das hat mich neugierig gemacht . . . Ich sah in einem spiegelnden Schaufenster: sie tun, als ob gar nichts los sei; aber wenn wir zusammen abgehen, lassen sie das Ordensbändchen springen mit einem Fingerdruck, als ob man frische Erbsen ausmache. Verstehen Sie?

Der Arzt.

Ja, wir verstehen. Erzähl' uns von deinem Kinde . . . Was ist daraus geworden?

Das Mädchen.

Das ist untergebracht.

Der Arzt (zu Loches).

Im Findelhaus.

Loches.

Und das hat Ihnen nichts gemacht?

Das Mädchen.

Es war doch besser, als es bei mir zu behalten und es vor Hunger umkommen zu lassen.

Loches.

Es war aber Ihr Kind?

Das Mädchen.

Auch das Kind seines Vaters, sein Kind. Hat er sich denn darum

gekümmert? . . . Aber warum lassen Sie mich wieder davon reden? . . . Das ist mir langweilig . . . Doch kurz — Sie sind ja ihrer zwei hier — wollen Sie mir sagen, was ich hätte machen sollen? Es einer Amme geben? Wäre ich sicher gewesen, so viel Geld aufbringen zu können, dann hätte ich's getan. Ich hätte es einer Amme gegeben. Aber ich wollte mir wieder eine Stelle suchen . . . Mit den fünfundzwanzig oder dreißig Francs, die ich dabei verdiente, konnte ich das Monatsgeld nicht bezahlen . . . Vom Augenblick an, wo ich anständig bleiben wollte, konnte ich mein Kind nicht mehr behalten . . .

Loches.

Schauderhaft! . . . (Der Arzt hält ihn mit einem Wink zurück.)

Das Mädchen.

Es ist so, wie ich sage . . . Aber wissen Sie vielleicht etwas anderes? . . . Da sehen Sie wohl, Sie alle beide können mir nichts sagen . . . (fortfahrend) Also darüber braucht man sich nicht aufzuregen . . . Sie können mir sagen: „Du bist ja aber dennoch nicht anständig geworden." Das ist richtig . . . Aber warum? . . . Ich konnte es in meinen Stellen nicht aushalten . . . und dann . . . wenn man hungrig ist und ein hübscher Junge bietet Ihnen an, mit ihm ins Restaurant zu kommen, man müßte ja von Stein sein, da nein zu sagen . . . Ja, wenn ich noch etwas gekonnt hätte . . . Aber ich konnte nichts . . . Also, endlich kam ich so ins Hospital . . . Und das ist obendrein erst noch eine Geschichte, die ich nicht verstehe. Man hat mich hingebracht, weil ich krank war . . . Diese Schmierfinken, die Männer, hängen einem eine schmutzige Krankheit an und mich sperrt man dafür ein . . . das ist doch stark!

Der Arzt.

Aber du hast dich dafür gerächt . . . wie du mir erzählt hast.

Das Mädchen (fidel).

Ja, ich hab's ihnen zurückgegeben . . . (zu Loches) Soll ich Ihnen das auch noch erzählen . . . Also ehe man mich ins Krankenhaus steckte . . . an dem Tag noch, wo ich erfuhr, daß ich angesteckt sei, kam ich heim, wütend natürlich . . . Und wissen Sie, wem ich da begegne, draußen in der Promenade? . . . Meinem ehemaligen Dienstherrn . . . Den hatte mir der Himmel geschickt . . . Ich sagte mir: jetzt ist der Moment da, wo du alter Esel mir bezahlen sollst, was du mir schuldig bist . . . und mit Zinsen obendrein . . . Ich geb ihm ein Zeichen . . . Ah, er hat nicht lange gebraucht dazu . . . Doch weiter . . . (traurig) Als er gegangen war, weiß ich nicht, was für ein Zorn, was für eine Wut mich gepackt hat . . . Alle habe ich angenommen, die nur wollten . . . ob sie bezahlten oder nicht, . . . so viele, als ich nur konnte, habe ich mitgenommen . . . die jüngsten, die schönsten . . . Und warum? — Wiedergeben wollt ich ihnen, was sie mir angetan hatten! . . . Von dem Moment an bin ich auf niemand mehr böse . . . und ich meine seitdem, das ist

alles gleichgültig . . . Die andern Mädchen machen's wie ich . . . aber sie wollen sich nicht rächen, sondern Brot wollen sie haben . . . Wenn man auch krank ist, so muß man doch essen, nicht wahr? (Stillschweigen.) Also sagen Sie, wollen Sie an mich denken wegen der Tänzerin? Der Direktor gibt Ihnen meine Adresse . . .

Loches.

Ich verspreche es Ihnen.

Das Mädchen.

Danke, Herr . . . (Sie geht hinaus.)

Letzte Szene.

Loches. Der Arzt.

Der Arzt.

Nicht ohne Absicht habe ich Ihnen, Herr Abgeordneter, die Beichte dieser Unglücklichen für den Schluß aufgehoben. Sie enthält alles, wie mir scheint, sie ist der Inbegriff der ganzen Sache. Dieses arme Opfer verwandelt sich zur Geißel, in eine wahre Plage, und so wird sie zum Symbol des Übels, das von uns geschaffen wurde und das nun auf uns zurückfällt. Da bedarf's wohl keiner weiteren Worte. (Leichthin.) Aber wenn Sie sich im Abgeordnetenhause ein wenig daran erinnern, was Sie eben gesehen haben, so haben wir unsere Zeit nicht verloren.

(Der Vorhang fällt.)

Verlag von Albert Ahn in Köln.

Die Verhütung

der

Sterblichkeit im Wochenbett

und mancher Frauenkrankheiten

von

Dr. med. F. Eberhart
Frauenarzt in Köln

Zweite Auflage

50 Pf.

Verlag von Albert Ahn in Köln.

Mitteilungen

aus dem

Kölner Bürgerhospital

Herausgegeben von

Prof. Dr. Bardenheuer

Erstes Heft:

Über die osteoplastische Resektion des Manubrium sterni. Mit 10 Tafeln in Lichtdruck. gr. 8. 80 Seiten, broschiert 3 Mark.

Zweites Heft:

Die Querexcision der Fußwurzelknochen. Mit 4 Tafeln in Lichtdruck. gr. 8. 36 Seiten, broschiert 2 Mark.

Drittes Heft:

Die operative Behandlung der Hodentuberkulose durch Resektion der Nebenhoden. Mit einer Einleitung: Pathologisch-anatomische Untersuchungen, sowohl makroskopischer als auch mikroskopischer Natur, über die Tuberkulose der Nebenhoden. Mit 3 Tafeln in Farbendruck. gr. 8. XVI, 208 Seiten, broschiert 6 Mark.

Viertes Heft:

Einzelne interessante Kapitel aus dem Gebiete der Peritonealchirurgie. gr. 8. VIII, 224 Seiten, broschiert 5 Mark.

Fünftes Heft:

Beitrag zur Kasuistik der Nierenchirurgie, insbesondere der Nierenexstirpation von Dr. Julius Schmidt. Mit 2 Tafeln in Farbendruck und 3 in den Text eingedruckten Holzschnitten. gr. 8. 120 Seiten, broschiert 4 Mark.

Professor Dr. med. Max Flesch

Prostitution und Frauenkrankheiten

Hygienische und volkswirtschaftliche Betrachtungen

Zweite erweiterte Auflage

1898. M. 1.80.

Zweck dieser Schrift ist, das öffentliche Interesse auf die großen Gefahren zu lenken, welche unseren Frauen aus den durch den Verkehr mit Prostituierten erworbenen Krankheiten der Männer erwachsen.

Verlag von Johannes Alt, Frankfurt a. M.

Carl Georgi, Universitäts-Buchdruckerei in Bonn.

University of
Connecticut
Libraries

39153025383144